

# Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



HEFT 1|2026

DENKMALE BW



WAHRE  
WERTE





### Liebe Leserinnen und Leser,

ich freue mich, in diesem ersten Heft des Jahrgangs 2026 mein Wort wieder an Sie zu richten. Ein Jahr mit großen Herausforderungen liegt vor uns, die wir allerdings – da bin ich sicher – wie immer gemeinsam meistern werden. Die Mitarbeitenden des Landesamts für Denkmalpflege zeigen in ihrem Arbeitsalltag, wie im Zusammenschluss mit den Partnerinnen und Partnern in der Denkmalpflege – seien es Handwerksbetriebe, Restauratorinnen und Restauratoren, Vereine – und den Denkmaleigentümerinnen und -eigentlichern der Erhalt unserer Kulturdenkmale und deren Weg in die Zukunft gelingen kann. Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ ist das Sprachrohr der Mitarbeitenden; es werden Kulturdenkmale in ihrer zeitlichen Bandbreite von einem römischen Kastell aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. bei Emerkingen bis zur postmodernen Fußgängerbrücke in Karlsruhe aus den frühen 1980er Jahren vorgestellt. In dieser Ausgabe hebt sich noch einmal der Vorhang in der Rekonstruktion des Hoftheaters von Schloss Monrepos, in den Säge- und Lohmühlen mittelalterlicher Städte drehen sich nochmals die Mühlräder.

Bei der Vielzahl interessanter und spannender Beiträge fällt eine Auswahl schwer. Einen Schwerpunkt möchte ich benennen: Wir feiern dieses Jahr das zehnjährige Jubiläum der Eintragung des Werks von Le Corbusier als Weltkulturerbe. Bei seiner 40. Sitzung vom 10. bis 20. Juli 2016 in Istanbul hat das Welterbekomitee das architektonische Werk von Le Corbusier in die Welterbeliste eingetragen. Unter dem Titel „Das architektonische Werk von Le Corbusier – ein außergewöhnlicher Beitrag zur Moderne“ haben die sieben Staaten Argentinien, Belgien, Frankreich, Deutschland, Indien, Japan und die Schweiz einen gemeinsamen transnationalen Antrag eingereicht. Er umfasst 17 architekturgeschichtlich herausragende und gut erhaltene Bauwerke und Baugruppen. Baden-Württemberg ist mit zwei Häusern von 1927 vertreten, die nach Entwürfen Le Corbusiers im Rahmen der Werkbundausstellung „Die Wohnung“ in der Weißenhofsiedlung in Stuttgart entstanden. Sie sind Thema eines Beitrags in diesem Heft und bilden den Auftakt für eine vierteilige Serie in den folgenden Heften.

Baden-Württemberg ist auf diese Weise mit der Welt verbunden, was den Gedanken des Weltkulturerbes, aber auch aller anderen Kulturdenkmale widerspiegelt: unsere kulturelle Verbindung mit anderen Kulturkreisen in unserer Geschichte und unserer Zukunft. Wir sind nicht isoliert. Unsere Denkmale im Land zeugen von vielfältigen Einflüssen auf unsere Kultur, Architektur und Kunst. Die Mitarbeitenden des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart widmen sich ihrer anspruchsvollen Tätigkeit, unsere Geschichte in die Zukunft zu tragen, und berichten darüber im vorliegenden Heft.

Ich wünsche Ihnen eine aufschluss- und abwechslungsreiche Lektüre des neuen Nachrichtenblattes!

### Susanne Bay

Regierungspräsidentin des Regierungsbezirks Stuttgart

# Inhalt

## ▶ WELTERBE

- 4 **Le Corbusier in Stuttgart** ①  
Die beiden Stuttgarter Häuser in der Werkbundsiedlung am Weißenhof gehören seit zehn Jahren zum Weltkulturerbe  
Inken Gaukel

## ▶ DENKMALWISSEN

- 14 **Das schwindende Erbe von Karl Kaiser** ②  
Wie ein Thüringer Schieferdecker das Esslinger Stadtbild prägte  
Olga Arkhipkina
- 20 **Ein Portal fürs neue „Dörfle“** ③  
Eine Karlsruher Fußgängerbrücke als Symbol von Teilhabe und Aufbruch in Architektur und Städtebau  
Clemens Kieser

## ▶ BAUFORSCHUNG

- 24 **Bretter, die die Welt bedeuten** ④  
Die virtuelle Rekonstruktion des klassizistischen Theaters von Schloss Monrepos  
Julius Hach/Roberta Fonti/Christian Kayser
- 32 **Verborgenes Kleinod auf der Alb** ⑤  
Die hölzerne Deckenkonstruktion der Kapelle Ensmad  
Daniel Bayha/Sabine Kuban

## ▶ ARCHÄOLOGIE

- 38 **Bodendenkmale aus römischer Zeit unter dem Pflug** ⑥  
Archäologische Untersuchungen bei Emerkingen (Alb-Donau-Kreis)  
Doris Schmid
- 42 **Von der technologischen Innovation zum spätmittelalterlichen Gewerbepark** ⑦  
Sägemühlen, Lohmühlen und Rotgerbereien in mittelalterlichen Städten  
Birgit Kulesa

▶ INTERVIEW

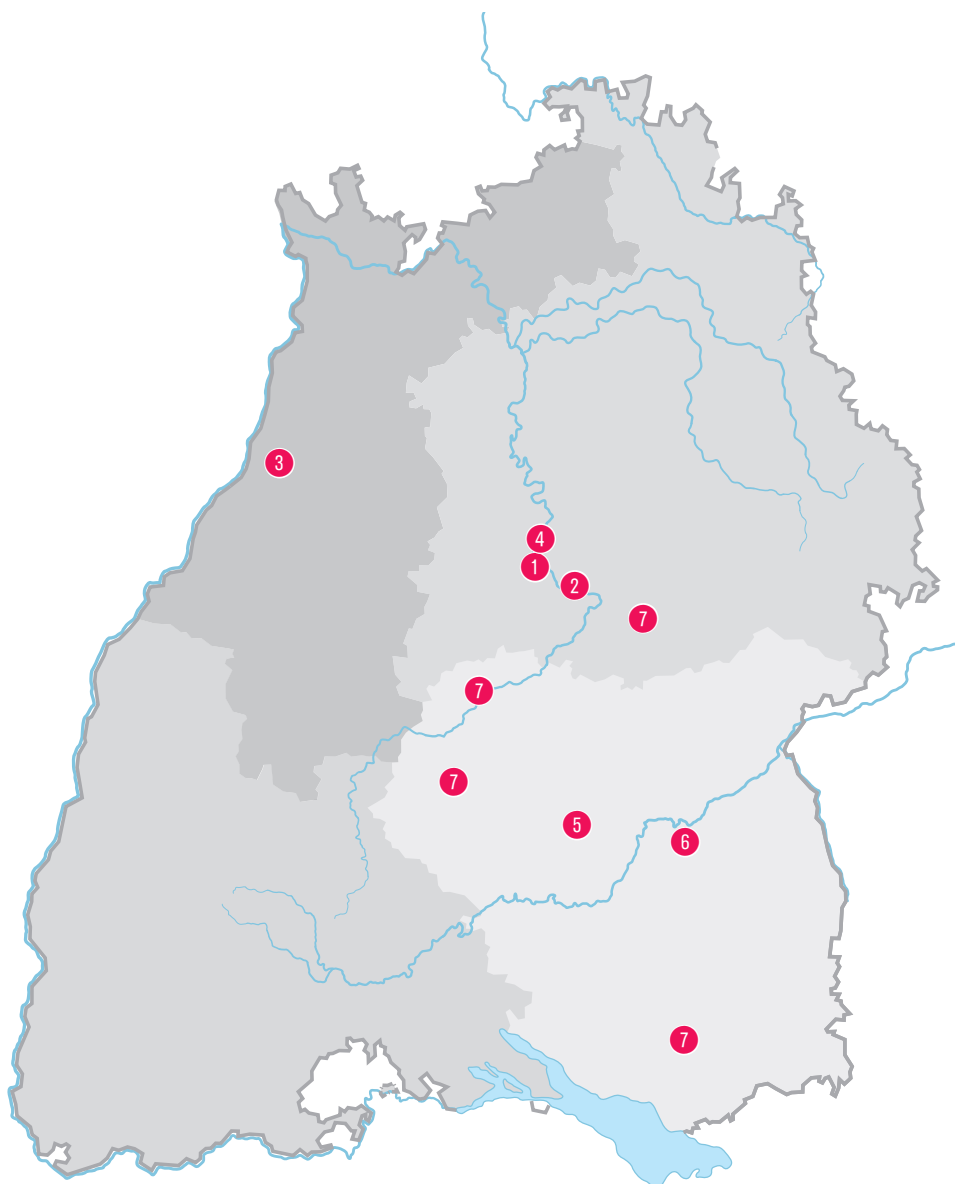
- 52 **Förderung von Werbung für die Wohnraumschaffung in leerstehenden Denkmälern**  
Der „Multiplikatoren-Bonus“ für Kommunen und Landkreise  
Das Interview führte Anne-Christin Schöne

▶ AUS DEN ARCHIVEN

- 60 **Große Architektur und Momentaufnahmen**  
Die Sammlung Ossenberg  
Grit Koltermann

▶ ANHANG

- 64 **Aktuelles**  
68 **Rückblick**  
69 **Personalia**



## Le Corbusier in Stuttgart

Die beiden Stuttgarter Häuser in der Werkbundsiedlung am Weißenhof gehören seit zehn Jahren zum Weltkulturerbe

Inken Gaukel

**Im Juli 2016 erhielt das Lebenswerk Le Corbusiers auf der 40. Sitzung des Welterbekomitees in Istanbul unter dem Titel „Das architektonische Werk von Le Corbusier – ein herausragender Beitrag zur Moderne“ die Auszeichnung als UNESCO-Welterbe (Abb. 3). Eine der 17 Teilstätten, die zusammen das Welterbe bilden, findet sich mit den beiden Häusern von Le Corbusier in Stuttgart innerhalb der Weißenhofsiedlung. Diese Häuser wurden 1927 als Teil der Werkbundausstellung „Die Wohnung“ errichtet. Das zehnjährige Jubiläum der Auszeichnung als Welterbe bietet einen schönen Anlass, ihre Geschichte und Bedeutung genauer zu betrachten.**

Die beiden Häuser in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung (Abb. 1) werden innerhalb des Gesamtwerks von Le Corbusier als Ideen von Weltrang und wesentliche Beiträge zur Erfindung einer neuen Architektursprache eingestuft. Um ihre Bedeutung darstellen zu können, müssen sie in zwei verschiedenen Kontexten betrachtet werden: Einerseits im Werk von Le Corbusier und andererseits innerhalb der Werkbundsiedlung am Weißenhof.

### Biografie und erste Bauten

Während Le Corbusier schon früh intensiv die Veröffentlichung seiner Schriften, Projekte und Werke betrieb, blieb er mit autobiografischen Angaben eher sparsam. Sigfried Giedion (1888–1968), der

Schweizer Kunsthistoriker und Theoretiker des Neuen Bauens, kannte Le Corbusier seit 1925 und schrieb 1958 in einem Ausstellungskatalog, Le Corbusier sei „verschlossen, hart, unnahbar, alles Persönliche abwehrend, misstrauisch wie ein Bergbauer. Niemand weiß, wer er eigentlich ist.“ Obwohl die Forschung inzwischen weiter ist, steht noch immer sein vielseitiges Werk im Vordergrund der Publikationen.

Le Corbusier (Abb. 2) wurde am 6. Oktober 1887 unter dem Namen Charles Édouard Jeanneret-Gris im schweizerischen La Chaux-de-Fonds als zweites Kind von Georges Edouard Jeanneret-Gris und Marie-Charlotte-Amélie Perret geboren. Der Vater arbeitete als Emaillieur von Zifferblättern, die Mutter als Musiklehrerin.



La Chaux-de-Fonds war im 19. Jahrhundert ein bedeutendes Zentrum der Uhrenindustrie. Als die in Handarbeit gefertigte Taschenuhr mit der Zeit jedoch durch industriell gefertigte Armbanduhren verdrängt wurde, verschlechterte sich die wirtschaftliche Situation. Für die zeitgemäße Ausbildung des Nachwuchses wurde 1870 die *École d'Art* gegründet. Mit dem neuen Direktor Charles L'Eplattenier (1874–1946) hielt 1898 der Jugendstil Einzug. Jeanneret-Gris kam im April 1902 an die Schule und besuchte zunächst den Grundkurs. Als L'Eplattenier dann 1904 den *Cours Supérieur d'Art et de Décoration* einführte, eine Art Nachdiplom in Architektur, Möbelentwurf und Innenausstattung im Sinne der Wiener Werkstätten, setzte Jeanneret-Gris seine Ausbildung fort und begann, sich intensiv mit der Architektur zu beschäftigen. Schon 1905 vermittelte ihm L'Eplattenier den ersten Auftrag, den Entwurf der Villa Fallet für einen Uhren- und Schmuckhersteller aus La Chaux-de-Fonds, den er 1906/07 mit dem Architekten René Chapallaz (1881–1976) realisierte – Le Corbusier bezeichnete die Villa später als „scheußlich“. Mit dem Honorar finanzierte sich Jeanneret-Gris 1907 eine Italienreise. Im Anschluss begab er sich

nach Wien, wo er Josef Hoffmann (1870–1956) und Koloman Moser (1868–1918), die Gründer der Wiener Werkstätten, traf. Deren Ziel war die Aufhebung des tradierten Kunstbegriffs und die künstlerische Durchgestaltung der gesamten Lebenswelt. Dabei entwickelten sie eine geometrisch-abstrakte Formensprache in Abgrenzung zum französischen *Art nouveau*, die das Kunstgewerbe europaweit nachhaltig prägte. Im Frühjahr 1908 reiste Jeanneret-Gris weiter nach Paris, um eine Teilzeitstelle als Zeichner bei Auguste Perret (1874–1954), einem Pionier des Eisenbetonbaus, anzunehmen. Seine Freizeit verbrachte er in Museen und Bibliotheken. Nach La Chaux-de-Fonds kehrte er im Herbst 1909 zurück und beteiligte sich dann ab März 1910 an den *Ateliers d'Art Réunis*, zu denen sich ehemalige Schüler der *École d'Art* zusammengeschlossen hatten. Im Mai 1910 versuchte Jeanneret-Gris erfolglos, Arbeit im Münchner Büro von Theodor Fischer (1862–1938), einem Mitbegründer des Deutschen Werkbundes, zu bekommen. Anschließend reiste er weiter nach Berlin. Ab Herbst 1910 konnte er dort für fünf Monate im Architekturbüro von Peter Behrens (1868–1940) arbeiten

**1** Die beiden Häuser von Le Corbusier in der Weißenhofsiedlung, 2025.



**2** Charles Édouard Jeanneret-Gris, genannt Le Corbusier, späte 1920er Jahre.

und lernte dabei Walter Gropius (1883–1969) und Ludwig Mies van der Rohe (1886–1969) kennen. Peter Behrens gehörte ebenfalls zu den Gründern des Deutschen Werkbundes, war ein Pionier des modernen Industriedesigns und Vorreiter der sachlichen Architektur. Alle vier Architekten beteiligten sich 1927 mit eigenen Bauten an der Werkbundausstellung „Die Wohnung“ in Stuttgart.

Im Anschluss an seine Zeit in Berlin machte sich Jeanneret-Gris 1911 zunächst auf eine Reise durch Deutschland, um die Reformbewegung im Kunstgewerbe zu studieren, und begab sich dann auf die sechsmonatige *Voyage d’Orient*, die ihn nach Prag, Wien, Budapest, durch Rumänien und Bulgarien, in die Türkei und von dort über Italien wieder nach La Chaux-de-Fonds führte.

### Das Bausystem Dom-Ino

1912 gründete Jeanneret-Gris sein eigenes Architekturbüro und baute für seine Eltern die Villa Jeanneret-Perret, die deutliche Einflüsse der frühmodernen deutschen Architektur zeigt. Neben einigen Wohnungseinrichtungen entstanden in den Folgejahren viele Projekte und Wettbewerbs-

beiträge. Besonders erwähnenswert ist der Beginn seiner Arbeit am sogenannten System Dom-Ino zur Serienfertigung von Wohnhäusern (Abb. 4) 1914. Le Corbusier schrieb im Nachhinein: „Die Intuition arbeitet mit unerwarteten Erleuchtungen. Hier zum Beispiel im Jahre 1914 die reine und totale Konzeption eines ganzen Baukastensystems, das alle Probleme ins Auge fasst, die in der Folge des Krieges entstehen werden und die die gegenwärtige Situation [1929] wieder aktuell gemacht hat. (...) Ein Gerippe, völlig unabhängig von der Aufgabe des Hausgrundrisses: dieses Gerippe trägt die Deckplatte und die Treppe. Es wird aus Standardelementen hergestellt, die miteinander kombinierbar sind.“ Die radikale Trennung von Tragwerk und raumbegrenzenden Innen- und Außenwänden ermöglichte eine große Freiheit bei der Aufteilung im Inneren und bei der Fassadengestaltung. Das Konzept wurde später um den Dachgarten erweitert, die Bodenplatte über das Gelände gehoben. Bei den Häusern am Weißenhof fand diese Weiterentwicklung der Grundidee Anwendung. Während der erste Band (1910–1929) des von Le Corbusier weitgehend selbst verfassten Werkverzeichnisses die frühen Bauten in seiner Heimat überspringt, werden die Dom-Ino-Maisons ausführlich besprochen. Dies unterstreicht, welche Bedeutung Le Corbusier dem System beimaß.

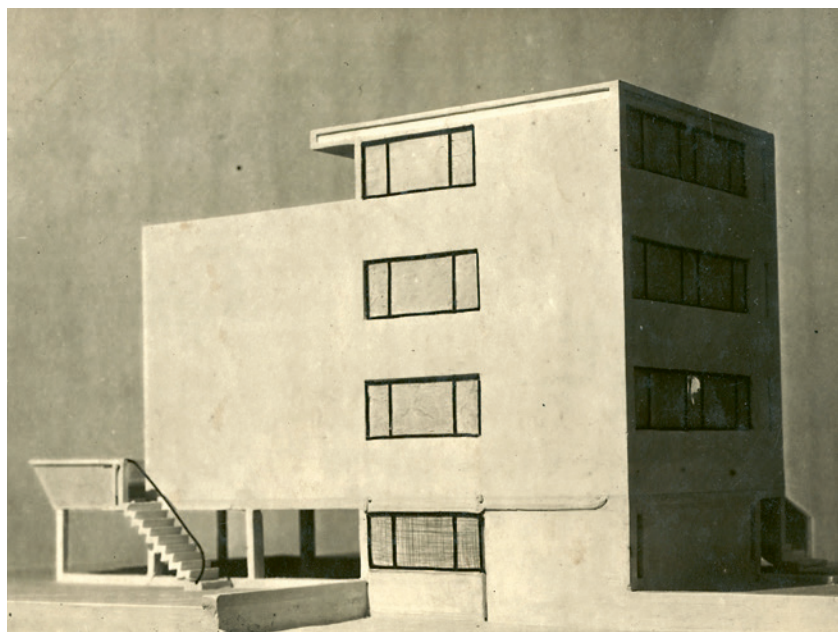
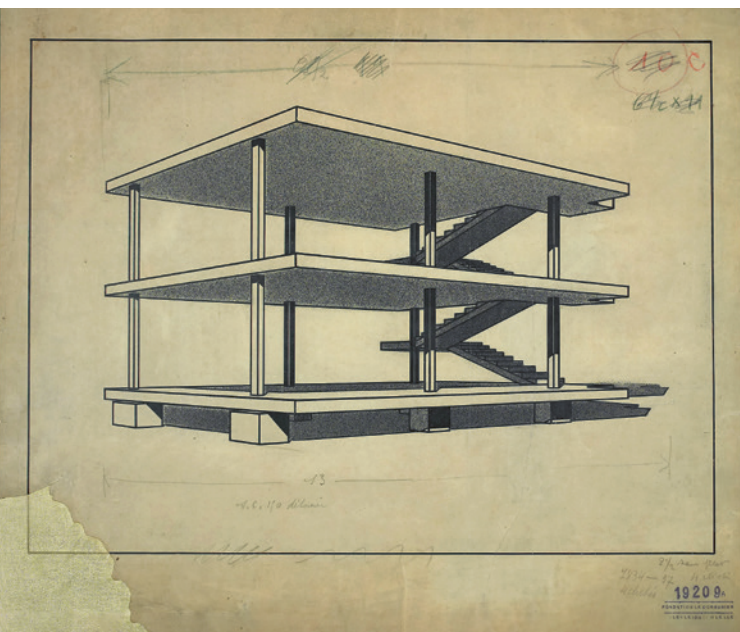
### Umzug nach Paris und der Typ Citrohan

1917 verließ Jeanneret-Gris seine Heimat endgültig und zog nach Paris. Hier lernte er bei Auguste Perret den Maler Amadée Ozenfant (1886–1966) kennen, mit dem er 1918 das Werk *Après le cubisme* herausgab und damit die neue Richtung des Purismus ausrief. Bereits Ende des Jahres konnten puristische Gemälde in einer Pariser Galerie ausgestellt werden. Zur weiteren Verbreitung ihrer Ideen, die sich auch der Architektur widmeten, gründeten Jeanneret-Gris und Ozenfant die Zeitschrift *L’Esprit nouveau*, deren erste Ausgabe am 15. Oktober 1920 erschien.

Von da an verwendete Charles-Édouard Jeanneret-Gris das Pseudonym Le Corbusier. Es bezieht sich auf Lecorbésier, den Namen seiner Urgroßmutter. Er wies immer wieder auf seine südfranzösischen Wurzeln hin, da die Familie seinen Nachforschungen zufolge als Vertriebene des



**3** Die 17 Teilstätten, die gemeinsam das Weiterbe bilden.



Kreuzzugs gegen die Albigenser (1209–1229) in die Schweiz geflüchtet war. So begründete er auch die Anziehungskraft des Mittelmeers auf ihn, die Freiheit seines Denkens und einen gewissen idealistischen Zug in seiner Haltung. 1921 begann die Beschäftigung mit dem Haustyp Citrohan (Abb. 5), dessen Name eine Anspielung auf die Automarke Citroën ist. Rückblickend führte Le Corbusier aus: „Ein Haus wie ein Auto, konzipiert und eingerichtet wie ein Autobus oder eine Schiffskabine. Die tatsächlichen Notwendigkeiten des Wohnens können präzisiert werden und verlangen eine Lösung. (...) Man muss das Haus wie eine Maschine oder ein Werkzeug zum Wohnen betrachten. (...) Niemand muss sich schämen, ein Haus ohne spitzen Giebel zu bewohnen, mit Wänden glatt wie Blech und Fenstern wie die einer Fabrik. Im Gegenteil, man kann stolz sein, ein Haus zu besitzen, das so schön ist wie die eigene Schreibmaschine.“ Der oft mit Le Corbusier in Verbindung gebrachte Begriff „Wohnmaschine“ erklärt sich in diesem Zusammenhang in seiner eigentlichen Bedeutung. Eine konsequente Umsetzung des Typs Citrohan, der später in weiterentwickelter Form in den *Unités d’Habitation* verwendet wird, zeigt sich im Einfamilienhaus am Weißenhof.

### Das Pariser Architekturbüro

1922 gründete Le Corbusier zusammen mit seinem Cousin Pierre Jeanneret (1896–1967) (Abb. 6) ein Architekturbüro in Paris. Sie planten die meisten die Moderne prägenden Projekte gemeinsam. In den folgenden Jahren entstanden eine ganze Reihe von Einfamilienhäusern und 1925 der Pa-

*villon de l’Esprit Nouveau* für die *Exposition Internationale des Arts Décoratifs* in Paris. Dieser Pavillon war die erste Umsetzung des Citrohan-Typs und seine Einrichtung diente als Vorbild für die der Stuttgarter Häuser. Im Herbst 1926 lud Mies van der Rohe Le Corbusier zur Teilnahme an der Werkbundaussstellung „Die Wohnung“ in Stuttgart ein. In seiner Zusage für die Häuser betonte dieser: „Diese Arbeit wird in Zusammenarbeit mit meinem Partner Pierre Jeanneret erfolgen, deshalb durch Le Corbusier und Pierre Jeanneret.“

4 Prinzipskizze zum Typ Dom-ino, Le Corbusier, 1914.

5 Gipsmodell des Typs Citrohan, 1922 im Salon d’Automne ausgestellt.

6 Pierre Jeanneret und Le Corbusier, späte 1920er Jahre.





**7** Blick über die Werkbundsiedlung am Weißenhof vom Turm des Friedrich-Ebert-Hofes aus, 1928.

### Nach dem Stuttgarter Projekt

Le Corbusier initiierte 1928, unterstützt von Sigfried Giedion und Gabriel Guévrékian (1892–1970), die Gründung der CIAM (*Congrès Internationaux d'Architecture Moderne*) im schweizerischen La Sarraz, um den Städtebau der Zukunft mit Kollegen zu erörtern. Unter den Gründungsmitgliedern waren einige der am Weißenhof beteiligten Architekten. Bei dem Treffen in Athen 1933 wurde die Charta von Athen verfasst, die den funktionalistischen Städtebau, also die Trennung von Wohnen, Arbeiten und Erholung, forderte und vom Historismus geprägte Stadtvorstellungen ablehnte.

1930 nahm Le Corbusier die französische Staatsbürgerschaft an und heiratete im Dezember die aus Monaco stammende und als Mannequin tätige Yvonne Gallis (1892–1957), welche er bereits 1922 kennengelernt hatte.

Die Schließung des Pariser Architektenbüros erfolgte 1940: Pierre Jeanneret ging in die *Résistance*, während Le Corbusier wie Auguste Perret von der Vichy-Regierung gefördert wurde und für die Wiederaufbauplanung vorgesehen war. Erst beim Bau des Regierungskomplexes im indischen Chandigarh ab 1952 arbeiteten die beiden wieder zusammen.

Am 27. August 1965 starb Le Corbusier bei Roquebrune-Cap Martin, als er beim Baden im Mittelmeer einen Herzinfarkt erlitt.

### Die Weißenhofsiedlung

Die Weißenhofsiedlung wurde 1927 als Teil der vierteiligen Werkbundaussstellung „Die Wohnung“ gebaut. Das Ausstellungsprojekt ging auf eine Idee des Deutschen Werkbundes vom März 1925 zurück und sollte durch innovative Konzepte Lösungen für die herrschende Wohnungsnot aufzeigen. Durch die Unterstützung der Stadt Stuttgart, die die 19 Musterhäuser im Rahmen ihres Wohnbauprogramms finanzierte, bauten die 17 beteiligten Architekten städtische Mietwohnungen anstelle der sonst für Ausstellungen üblichen, nur vorübergehend errichteten Häuser. Zwei privat finanzierte Häuser waren ebenfalls zu besichtigen und werden der Weißenhofsiedlung zugerechnet (Abb. 7). Die Siedlung ist im Unterschied zu den drei anderen Ausstellungsteilen bis heute erhalten – allerdings durch Bombentreffer im Zweiten Weltkrieg und spätere Abrisse um zehn Gebäude reduziert.

Die Geschichte der Entstehung der Weißenhofsiedlung muss als turbulent bezeichnet werden. Die teilweise öffentliche Auseinandersetzung um die Gesamtplanung von Ludwig Mies van der Rohe, der Anfang Oktober 1925 offiziell den Auftrag für die künstlerische Leitung erhielt, polarisierte seit der Vorstellung des Konzepts im Gemeinderat Mitte Oktober 1925. Parallel dazu begannen die mehr als ein Jahr andauernden Dis-

kussionen um die Auswahl der beteiligten Architekten, die Entscheidung fiel erst am 12. November 1926.

Exemplarisch wird ein Blick auf die Schwierigkeiten geworfen, mit denen Le Corbusier konfrontiert war: In der Sitzung am 27. August 1926 über die Durchführung des Städtischen Wohnungsbauprogrammes verhandelte die Bauabteilung des Stuttgarter Gemeinderats die Frage, ob Le Corbusier gemäß dem Wunsch des Deutschen Werkbundes an der Weißenhofsiedlung beteiligt werden sollte oder durch einen anderen Schweizer Architekten zu ersetzen sei. Als Ergebnis ist in der Niederschrift zur Sitzung zu lesen: „Bei der Abstimmung wird die Wahl des Architekten Corbusier, der Westschweizer ist, aus nationalen Gründen mit Stimmenmehrheit abgelehnt.“ Es ist zu vermuten, dass die französischsprachige Westschweiz mit dem damaligen Erbfeind Frankreich gleichgesetzt wurde.

Ludwig Mies van der Rohe und Gustaf Stotz (1884–1940), Geschäftsführer der Württembergischen Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Werkbundes und Mitinitiator der Werkbundausstellung, trugen am 14. September 1926 dem Städtischen Hochbauamt verschiedene Anliegen vor und kamen nach dem Thema Honorarhöhe und der Wahl eines Bauleiters auch auf die noch immer offene Frage zu sprechen, ob Le Corbusier am Bau der Werkbundsiedlung beteiligt werde. In der Niederschrift zur Sitzung ist zu lesen: „Auf Corbusier dürfe nicht verzichtet werden, man schade dadurch der Sache ungemein; sein Name werde vor allem auch im Ausland eine sehr starke Wirkung haben. Sein Buch, das überall größtes Aufsehen gemacht habe, sei übrigens in Stuttgart bei der Verlagsanstalt erschienen.“ Mit dem erwähnten Buch ist das 1922 in Frankreich erschienene Werk *Vers une Architecture* gemeint. Die deutsche Übersetzung lieferte Hans Hildebrandt (1878–1957) und sie erschien 1926 unter dem Titel „Kommende Baukunst“.

Erst in der Sitzung der Bauabteilung des Gemeinderats am 1. Oktober 1926 fiel die Entscheidung, dass Le Corbusier in den Kreis der zu beauftragenden Architekten

aufzunehmen sei. Mies van der Rohe lud ihn wenige Tage später per Brief ein: „Ich würde mich freuen, von Ihnen recht bald einen zusagenden Bescheid zu erhalten. Ich darf betonen, dass ich besonderen Wert auf Ihre Mitarbeit lege, da in Deutschland das grösste Interesse für Ihre Arbeiten vorhanden ist und ich würde es als schwere Lücke empfinden, wenn Sie bei dieser Demonstration fehlen würden.“ Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, sie kam bereits am 11. Oktober: „Ich nehme mit Freuden an. Aufrichtigen Dank, dass Sie mir die Ehre erweisen, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Ich werde mein Bestes tun, um mir Ihr Vertrauen zu verdienen.“ Obwohl die Zeit bei der Planung und Umsetzung der Werkbundsiedlung drängte – die Eröffnung der Ausstellung war bereits auf den 9. Juli 1927 terminiert – erhielt Le Corbusier nur spärliche Informationen. Am 3. November lag ihm zwar der Situationsplan der Siedlung vor, aber weitere Details fehlten. Er mahnte Angaben zu den künftigen Bewohnern und Baukosten, dem Raumprogramm und der Zeitachse an und machte darauf aufmerksam, dass unter diesen Bedingungen die Planung nicht begonnen werden könne. Als Antwort erhielt er von Mies van der Rohe vage Angaben – oder anders betrachtet: viel Freiraum für seine Planungen. Die Baukosten und damit der umbaute Raum waren wegen der städtischen

**8** Besichtigung des Geländes am Weißenhof, rechts Le Corbusier, November 1926.





9 Blick vom zweigeschossigen Wohnraum auf die östliche Wand im Einfamilienhaus, links am Bildrand die Galerie, 1927.

Büro keine freien Kapazitäten, da es mit dem Wettbewerb für den Völkerbundpalast in Genf beschäftigt war. Die schließlich kurz vor Weihnachten übermittelten Hausskizzen wurden von Adolf G. Schneck (1883–1971), selbst mit zwei Einfamilienhäusern an der Weißenhofsiedlung beteiligt, im Hinblick auf die Baukosten geprüft – mit dem Ergebnis einer voraussichtlichen Kostenverdopplung. Dennoch schrieb Schneck „Ich finde es sehr gut, wenn dieser frische Zug in die Ausstellung hineinkommt.“ Richard Döcker (1894–1968), der technische Bauleiter des Gesamtprojektes und ebenfalls Architekt zweier Weißenhof-Häuser, forderte dagegen neben der Einhaltung der Kosten auch die Beachtung des Baurechts. Mitte Januar 1927 kamen die Ausführungspläne für das Einfamilienhaus am Bruckmannweg, diejenigen für das Gebäude an der Rathenausstraße erst Ende März. Allerdings handelte es sich nicht mehr um das abgesprochene Einfamilienhaus, sondern um ein Doppelhaus mit weitgehend gleichen Abmessungen und zusätzlichen Treppenhäusern. Le Corbusier und Jeanneret hatten eine Planung für den transformablen Haustyp umgesetzt und erachteten es als ideal, den Tag- und Nachtzustand jeweils in einer



10 Blick von der Galerie zur Schlafzimmerwand im Einfamilienhaus, an den Wänden die Gemälde von Willi Baumeister, 1927.

Finanzierung fix, das Raumprogramm dafür eher flexibel, nur die Vorgabe von drei Schlafräumen und einem Dienstmädchenzimmer wurde betont. Wegen einer Besprechung zur geplanten deutschsprachigen Ausgabe seines Buches *L'Urbanisme*, 1929 unter dem Titel „Städtebau“ erschienen, kam Le Corbusier am 21. und 22. November 1926 nach Stuttgart. Neben dem Treffen mit seinem Übersetzer Hans Hildebrandt, dem Grafiker und Architekten Richard Herre (1885–1959) und der Deutschen Verlagsanstalt, nutzte Le Corbusier seinen Aufenthalt zur Besichtigung des Geländes am Weißenhof (Abb. 8).

Mitte Dezember 1926 schickte er die ersten Pläne für die Fundamente seiner Häuser nach Stuttgart – zu diesem Zeitpunkt handelte es sich noch um zwei Einfamilienhäuser – und versicherte, bis Mitte Januar die vollständigen Ausführungspläne erstellt zu haben. In den Wochen zuvor hatte das

errechnete Kostenverdopplung das Hauptthema und seitens des Gemeinderats wurde vorgeschlagen, nur eine Doppelhaushälfte zu bauen. Der Vorschlag löste in Paris Entsetzen aus und es folgte der Gegenvorschlag, einen Teil der Unterkellerung, die Garagen und Gartenmauer wegzulassen, dafür aber beide Haushälften zu bauen. Da die Ausführungspläne im Maßstab 1:20 und 1:50 nicht zur Genehmigung eingereicht und somit von Richard Döcker neu gezeichnet werden mussten, konnten diese Änderungen berücksichtigt werden.

Um in dieser angespannten Situation eine Chance auf die Fertigstellung der Häuser zur Ausstellungseröffnung zu wahren, die auf den 23. Juli 1927 verschoben worden war, schickte Le Corbusier den jungen Schweizer Architekten Alfred Roth (1903–1998), der im Pariser Büro mit den

Ausführungsplänen befasst war, nach Stuttgart. Dieser traf am 28. April dort ein und konnte am 2. Mai den Baubeginn nach Paris melden. Mit der schwierigen Bauleitung und der weiteren Ausführungsplanung blieb Roth weitgehend allein und musste im Bauablauf immer wieder Entscheidungen ohne Angaben aus Paris treffen. Insofern war es mehr als erstaunlich, dass die beiden Häuser, wenn auch nicht vollständig eingerichtet, bei der Eröffnung am 23. Juli 1927 besichtigt werden konnten. Ungefähr vier Wochen später meldete Roth die Fertigstellung und wies vorsorglich auf den Renovierungsbedarf nach Ausstellungsende hin.

Die Ausstellung „Die Wohnung“ wurde auch dank der hervorragenden Pressearbeit zu einem großen Erfolg. Das geplante Ende verschob man wegen des Besucherandrangs vom 9. auf den 31. Oktober 1927 und knapp 500 000 Besucher sahen sich die weitgehend eingerichteten Häuser an.

### Die umstrittensten Häuser der Weißenhofsiedlung

Die Resonanz auf die beiden Häuser von Le Corbusier und Pierre Jeanneret war stark, sowohl seitens der Ausstellungsbesucher als auch von der Fachpresse. Im Einfamilienhaus provozierten der große zweigeschossige Wohnraum (Abb. 9) und die angeschlossenen minimierten Räume, vor allem das nur über eine 1,56 m hohe Wand abgetrennte Schlafzimmer und Bad, die Besucher (Abb. 10). Im Doppelhaus stießen der 60 cm breite Schlafwagengang, der bei Nacht die einzelnen Schlafkabinen mit der Toilette verband, und die betonierten Schränke für die Betten auf Unverständnis (Abb. 11 und 12). Auf der anderen Seite gab es auch große Begeisterung für die radikalen zukunftsweisenden Ansätze.

Exemplarisch seien drei Berichte zitiert, die in ihrer Kritik und in ihrem Lob wesentliche Charakteristika der Häuser benennen. In der Septemberausgabe (1927) der Schweizer Architekturzeitschrift „Das Werk“, dem offiziellen Organ des Bundes Schweizer Architekten und des Schweizer Werkbundes, schrieb der Architekt Hans Bernoulli (1876–1959): „Erst wenn man, kopfschüttelnd wie ein alter Herr, die Bauten verlässt und den Blick über die hohen Wände gleiten lässt, so interessant durchbrochen von dunklen Streifen,

den Fensterreihen, dann geht einem erst auf, was da beabsichtigt war: hier feiert der Geschmack, die Freude am Präzisen, am Kapriziösen ihre Triumphe. Es ist ein Genuss besonderer Art, diese Bauten, und zwar nach allen vier Seiten, mit den Blicken abzutasten. Ein Genuss freilich, der etwas teuer erkaufte ist mit der Unbrauchbarkeit des Hauses.“

Edgar Wedepohl (1894–1983), ebenfalls Architekt, schrieb in „Wasmuths Monatshefte“ im August 1927: „Wenn der Wohntypus dem Menschentypus entsprechen soll, so kann man sich als

**11** Transformabler Wohnraum im Nachtzustand im Doppelhaus, 1927.

**12** Derselbe Raum im rekonstruierten Zustand im heutigen Museum, 2008.



Bewohner der Corbusierschen Häuser eigentlich nur eine bestimmte Art von Intellektuellen denken, jene Sonderlinge, welche unbeschwert von historischem Ballast, unsentimental, freizügig und heimatlos, von allen Bindungen sich lösend, solch ein Nomadenzelt aus Beton und Glas vielleicht bewohnen möchten, das trotz seiner materiellen Härte nicht fest und schwer mit der Erde verwachsen und verwurzelt, nicht bodenständig, sondern sich wie ein bunter Schmetterling für eine Weile vom Himmel auf die Erde herabgelassen zu haben scheint.“

### Praktische Hinweise

Das Doppelhaus ist als „Weissenhofmuseum im Haus Le Corbusier“ zu besichtigen: Di–Fr 11–18 Uhr und Sa/So 10–18 Uhr, [www.weissenhofmuseum.de](http://www.weissenhofmuseum.de).

### Literatur

[www.lecorbusier-worldheritage.org/de](http://www.lecorbusier-worldheritage.org/de) (Zugriff am 20.01.2026).  
[www.unesco.de/staette/das-architektonische-werk-von-le-corbusier-ein-herausragender-beitrag-zur-moderne/](http://www.unesco.de/staette/das-architektonische-werk-von-le-corbusier-ein-herausragender-beitrag-zur-moderne/) (Zugriff am 20.01.2026).  
Inken Gaukel: Le Corbusiers Stuttgarter Häuser, in: Welterbe in Baden-Württemberg. Von den Höhlen der Eiszeitkunst bis zu den Häusern Le Corbusiers, hg. v. Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg – oberste Denkmalschutzbehörde und Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Tübingen 2019, S. 122–145.  
Friedemann Gschwind: Le Corbusier – sein internationales Werk im Welterbe der UNESCO, Stuttgart 2019.  
Claudia Mohn: Bauforschung an einem Objekt der Klassischen Moderne. Das Doppelhaus von Le Corbusier und Pierre Jeanneret in der Weißenhofsiedlung in Stuttgart, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 37, 2008, S. 5–12.  
Georg Adlbert: Le Corbusier/Pierre Jeanneret. Doppelhaus in der Weißenhofsiedlung. Die Geschichte einer Instandsetzung, Ludwigsburg 2006.

### Abbildungsnachweis

1, 13 RPS-LAD, UR; 2, 3, 6, 8 © Fondation Le Corbusier; 4, 5 © F.L.C. / VG Bild-Kunst, Bonn 2026; 7 Stadtarchiv Stuttgart; 9, 10 Dr. Lossen, Archiv Baumeister im Kunstmuseum Stuttgart; Le Corbusier: © F.L.C. / VG Bild-Kunst, Bonn 2026; Pierre Jeanneret: © VG Bild-Kunst, Bonn 2026 11 Landesmedienzentrum Baden-Württemberg / Robert Bothner, Le Corbusier: © F.L.C. / VG Bild-Kunst, Bonn 2026; Pierre Jeanneret: © VG Bild-Kunst, Bonn 2026 12 Bildarchiv Foto Marburg, Foto: Rose Hajdu; Le Corbusier: © F.L.C. / VG Bild-Kunst, Bonn 2026, Pierre Jeanneret: © VG Bild-Kunst, Bonn 2026

Dagegen lobt Karl Konrad Düssel (1872–1940), der Chef des Kulturressorts beim Stuttgarter Neuen Tagblatt, in „Deutsche Kunst und Dekoration“ im Oktoberheft 1927: „Kommt man näher, so steht man überrascht und voller Bewunderung vor der Schönheit dieser beiden Häuser. Hier ist eine völlig neue, absolut überzeugende Form des Wohnhauses gefunden. Die merkwürdige Art, wie diese beiden Baukörper auf schlanken Trägern ruhen (ja zu schweben scheinen), gibt ein neues statisches Gefühl. Und wie wundervoll abgewogen sind alle Proportionen. Sieht man sie an, so erhält man sofort auch eine Vorstellung von dem Typ des Menschen, der hier seine Wohnung hat. (...) Le Corbusier ist von allen, die auf dem Weißenhofgelände gebaut haben, der stärkste Künstler, der souveränste Beherrscher formaler Ideen. (...) Le Corbusier will nicht vermitteln und überleiten. Er will die neue Form des Wohnhauses, weil er an einen neuen Sinn des Wohnens glaubt. Er ist ganz besessen von seiner Idee. So ist er auch der Entschiedenste und Konsequensteste dieser Architekten. Kein Wunder, dass er auch der Umstrittenste und am heftigsten Angefochtene ist.“

### „Fünf Punkte zu einer neuen Architektur“

Das Architekturmanifest von Le Corbusier und Pierre Jeanneret wurde im direkten Zusammenhang mit der Werkbundaustellung gleich dreimal veröffentlicht. Die Verknüpfung mit ihren beiden Häusern am Weißenhof als exemplarische Umsetzung der Ideen trug zu deren Berühmtheit bei. Den Auftakt machte Alfred Roths Buch „Zwei Wohnhäuser von Le Corbusier und Pierre Jeanneret“, das er anstelle der viel beschäftigten Architekten verfasste. In einem Brief vom 7. August 1927 schrieb Roth, dass er sich in die „Rumpelkammer“ im Doppelhaus zurückgezogen habe und inzwischen mit viel Freude am Heft arbeite. Es erschien noch während der Ausstellungszeit. Ebenfalls veröffentlicht wurden die „Fünf Punkte“ in der Septemerausgabe der Werkbundzeitschrift „Die Form“, die ganz der Architektur der Weißenhofsiedlung gewidmet war. Und schließlich in dem Buch „Bau und Wohnung“, das Ende 1927 vom Deutschen Werkbund herausgegeben wurde. Außerdem verzichtete kaum eine Architekturzeitschrift des In- und



Auslands darauf, in ihren Berichten zur Ausstellung das Manifest im Zusammenhang mit den beiden Häusern zu erwähnen.

Einleitend formulierten Le Corbusier und Pierre Jeanneret: „Theorie verlangt knappe Formulierung. Es handelt sich keineswegs um ästhetische Phantasien oder Trachten nach modischen Effekten, sondern um architektonische Tatsachen, welche ein absolut neues Bauen bedeuten, vom Wohnhaus bis zum Palasthaus.“ Entsprechend fassten sie ihre Theorie unter fünf Überschriften zusammen: „1 Die Pfosten, 2 Die Dachgärten, 3 Die freie Grundrissgestaltung, 4 Das Langfenster, 5 Die freie Fassadengestaltung.“

Im heutigen Sprachgebrauch lassen sich die „Fünf Punkte“ so erläutern:

- 1 Die konsequente Trennung von tragenden und nichttragenden Elementen, um ein effizientes Tragwerk zu erhalten, eine Skelettkonstruktion. Das Erdgeschoss wird über das Gelände gehoben und der Erde entfremdet, der Garten setzt sich unter dem Haus fort.
- 2 Flachdächer sollen als Dachterrasse und Gärten genutzt werden. Sowohl der Dachaufbau unter Terrassenplatten als auch das Erdreich der Dachgärten schützen das Flachdach vor Temperaturschwankungen und tragen so zu dessen Langlebigkeit bei. Außerdem entsteht ein zusätzlicher qualitätvoller Aufenthaltsort und die überbaute Fläche wird kompensiert.
- 3 Durch die Skelettkonstruktion können die nichttragenden Außen- und Innenwände an beliebiger Stelle errichtet werden. Es entsteht dadurch maximale Flexibilität innerhalb einer

Etage und Unabhängigkeit in der Gestaltung der einzelnen Ebenen. Die bislang üblichen durchgehenden Tragwände entfallen und werden durch Stützen ersetzt.

- 4 In die Fläche zwischen den Decken können Fenster maximaler Breite eingebaut werden, die den Raum gleichmäßig belichten. Laut Le Corbusier ist die Lichtintensität im Vergleich zu hochformatigen Fenstern gleicher Fläche acht Mal größer.
- 5 Wenn die Stützen gegenüber der Deckenkante zurückversetzt sind, gibt es keinerlei Bindung für die Fassade und die Fenster können unabhängig von der inneren Einteilung die ganze Fassadenbreite nutzen.

Diese Prinzipien, die in knapper und prägnanter Form in Bezug auf die Häuser am Weißenhof formuliert wurden, waren nicht neu im Werk von Le Corbusier und Pierre Jeanneret. Le Corbusier hatte mit Dom-ino bereits 1914 die Skizze dazu vorgelegt. Aber erst bei den Häusern der Werkbund-siedlung sind die Prinzipien in dieser Prägnanz umgesetzt worden, was ihnen auch den unbestrittenen Platz im transnationalen seriellen Welt-erbe „Das architektonische Werk von Le Corbusier – ein herausragender Beitrag zur Moderne“ sicherte.

Das Doppelhaus wurde Anfang der 2000er Jahre nach einer umfangreichen wissenschaftlich fundierten Sanierung zum Museum umgenutzt und damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das Einfamilienhaus dagegen ist seit seiner Sanierung 1983 als Wohnhaus vermietet. ◀

**13** Südseite des Doppelhauses, 2025.

# Das schwindende Erbe von Karl Kaiser

## Wie ein Thüringer Schieferdecker das Esslinger Stadtbild prägte

Olga Arkhipkina

**Wandert man durch die Gassen Esslingens, so fällt auf, dass sich im Stadtbild Häuser mit Verkleidungen befinden, die so gar nicht zur Region passen. Eher erinnern diese Schieferfassaden an Ortschaften im Frankenwald oder im Rheinland. Wie und vor allem mit wem der Schiefer nach Esslingen kam, thematisiert dieser kurze Beitrag.**

*„Nicht Gold, Silber und Edelsteine  
Sind's, die ich hier anbieten kann,  
Doch auf den Türmen groß und kleine,  
Da stell' ich sicher meinen Mann.  
Ich deck's Dach mit bestem Schiefer,  
Auch Wettergiebel gut und fein.  
Hat Holzcementdach jemand lieber,  
Erbiet ich mich! Und sag nicht: Nein!“*

Anzeige Karl Kaiser, Schieferdecker 1892  
(Gedicht aus dem Esslinger Adressbuch  
von 1892, Stadtarchiv Esslingen)

### Prolog

„Im Jahre des Heils 1908 wurde die seit vielen Jahren unbenutzt dastehende Barfüßerkirche in Eßlingen unter der Bauleitung der Herren Architekten Albert Benz u. Herrmann Falch u. des Herrn Kirchenpflegers Ritzele einer gründlichen Renovation unterzogen.“ Mit diesen Worten beginnt der Text in der 2002 letztmals geborgenen

Zeitkapsel aus dem Turm der Franziskanerkirche. Der Verfasser ist ein gewisser Karl Kaiser, Schieferdeckermeister, dessen Wohn- und Geschäftshaus sich schräg gegenüber der Kirche befindet. Der Schauplatz Esslingen ist Hunderte Kilometer von den für die Dachdeckung geeigneten Schiefervorkommen entfernt. Doch der Verfasser ist nicht auf der Durchreise, er ist ortsansässig. Der zu dem Zeitpunkt 51-jährige Kaiser stammte zwar aus Steinach, einer Gemeinde im Herzogtum Sachsen-Meiningen (heute in Thüringen), doch seit 1888 nennt er Esslingen seine Heimat. Eine Stadt, in der noch knapp 100 Jahre nach seinem Tod die Spuren seiner Handwerkskunst im Stadtbild erkennbar bleiben und doch vom Verschwinden bedroht sind.

### Wer war Karl Kaiser?

Als Persönlichkeit ist er heute schwer zu greifen. Schriftliche Quellen zu und von Kaiser sind rar.



Neben der Turmkapsel gibt es im Esslinger Stadtarchiv noch ein Baugesuch für einen Bauschuppen, das Beibringungsinventar zur Eheschließung 1888 sowie ein paar Rechnungen an die Stadt. So viel ist zu sagen: Georg Karl Philipp Kaiser wird am 6. Februar 1857 in Steinach als zweites von drei Kindern von Margarethe und Christian Kaiser, einem Bergmann, geboren. Der Vater verstirbt schon 1870. Der junge Karl macht eine Lehre zum Schieferdecker, wann und wo ist unbekannt, und geht auf die Walz. Der im Esslinger Stadtkreis kursierenden „Legende“ nach verliebt sich der junge Handwerker auf der Durchreise in Maria Rommel, die Tochter eines Alfdorfer Schmiedemeisters, und verspricht wiederzukommen. 1888 löst Kaiser sein Versprechen ein, Maria und er heiraten. Als Wohnort wählt die junge Familie Esslingen am Neckar. In die Ehe bringt er 1000 Mark aus dem väterlichen Erbe ein (1890 liegt ein durchschnittlicher Jahresverdienst bei circa 600 Mark) und gründet damit den ersten ortsansässigen Dachdeckerbetrieb Esslingens gemäß den historischen Adressbüchern (noch heute existiert er unter dem Namen Grüner Dach vor Ort). Von 1889 bis 1902 bekommt das Ehepaar Kaiser acht Kinder: Der einzige Sohn verstirbt, während die

sieben Töchter alle das Erwachsenenalter erreichen. Um seine wachsende Familie unterzubringen, kauft Karl Kaiser spätestens 1892 ein Haus in der Franziskanergasse 17, 1908 das Haus nebenan unter der Nr. 15; er züchtet Kaninchen, baut 1901 einen Lagerschuppen für seinen Betrieb südlich der Innenstadt, seine Töchter gehen auf die höhere Schule – er führt vermutlich ein bürgerliches Leben. Fleißig inseriert er seinen Betrieb im Esslinger Adressbuch: Von 1892 bis zu seinem Tod 1927 wird in keiner Ausgabe eine Annonce für Karl Kaiser, Schieferdeckermeister, fehlen – sein Steckpferd: Schmuckverkleidungen von Fassaden aus verschiedenfarbigem Schiefer. Es ist anzunehmen, dass das Geschäft ab 1888 für Kaiser finanziell erfolgreich läuft, sodass er weitere Schieferdecker aus der alten Heimat anheuern kann. Zeitweise unterhält er eine zweite Filiale in Tübingen. Ab 1900 gründen seine Gesellen Konkurrenzbetriebe. Den Betrieb verkauft Kaiser aus Mangel eines Nachfolgers im familiären Umfeld vermutlich 1924 an seinen Vorarbeiter Christian Rothenberger, ebenfalls einen Steinacher. Zu dem Zeitpunkt gibt es in Esslingen schon vier Dachdeckerbetriebe. Am 13. Februar 1927 stirbt Kaiser siebzigjährig gemäß der Todes-

1 Exemplarische Auswahl von entfernter Schmuck- und Wandverkleidung im Bereich der Stadt Esslingen.

2 Kulturdenkmal in Esslingen-Zell mit einer Spitzwinkelschablonendeckung.



anzeige nach „schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden“.

Bis zum Ersten Weltkrieg entstehen durch Karl Kaiser und ab 1900 auch durch seine Konkurrenten mindestens 180 Fassadenverkleidungen in Esslingen und seinen Filialorten (Abb. 4). Die Bandbreite reicht dabei von einfachen Deckungen mit einer Schiefersorte und Zierbändern bis hin zu komplexen farbigen Mustern mit Jahreszahlen und Initialen der Bauherren. Wie weit Kaisers Wirken und Einfluss auf das Stadtbild Esslingens

und darüber hinaus gereicht hat, ist noch zu erforschen. Fassaden ähnlicher Formensprache tauchen von Bietigheim-Bissingen über Ostfildern und UHINGEN bis nach Hechingen im Zollernalbkreis sowie Bartholomä im Ostalbkreis auf.

### Grundlegendes zu Schieferverkleidungen

Die breitere Verwendung des Schiefers im 19. Jahrhundert ging Hand in Hand mit der Industrialisierung voran. Was vorher als Luxusgut galt und

hauptsächlich zur Anwendung auf Kirchen- und Schlosddächern kam, wurde plötzlich für mittelständische Bauherren erschwinglich und mancherorts durch Bauvorschriften notwendig. Ermöglicht wurde der großflächige Einsatz des Schiefers für Dach- und Wandverkleidungen zudem durch Innovationen in den Produktionsabläufen und bei den Werkzeugen. So konnte durch die sogenannte Schieferschere und Schablonen für die einzelnen Decksteine die Produktion vereinheitlicht und gesteigert werden. Durch den stetigen und sich durch die Reichsgründung 1871 beschleunigten Ausbau des Schienennetzes konnte das Material deutschland- und europaweit geliefert werden, auch in Regionen fernab der Abbaugebiete bis nach Riga – oder eben Esslingen. In der Stadt am Neckar findet man bevorzugt die Formen Spitzwinkel (Abb. 2) und die altdeutsche Deckung. Vereinzelt begegnen einem auch Octagones (Abb. 3), Fischschuppen sowie Rechteckschablonen.

Vor Ort konnte der Schieferdachdecker den gelieferten Schablonenschiefer oder die Schieferplatten für die altdeutsche Deckung zur Wandverkleidung verarbeiten. Dafür muss zuerst eine Holzschalung auf das zu verkleidende Bauteil angebracht werden. Heutzutage kommt auf diese noch eine dampfdiffusionsoffene Folie. Zu Kaisers Zeiten wurden jedoch die Decksteine direkt auf den Brettern befestigt. Gearbeitet wurde von unten nach oben. Ob die Gebinde, das heißt die Schieferreihen, von links oder rechts gelegt werden, hängt von der Wetterrichtung ab. Je nach Form der Decksteine variiert die Löcheranzahl zur Befestigung. Gleichbleibend ist, dass die Befestigungslöcher durch eine Überdeckung mit benachbarten Schieferplatten abgedeckt werden. Muss ein Deckstein oder eine Platte nachgearbeitet werden, so wird diese aufliegend auf der sogenannten Haubrück mit dem Schieferhammer in Form gebracht. Dabei ist die Hiebrichtung zu beachten. Geschieht dies nicht, wird die Lebensdauer des Schiefers gemindert. Am Ende der Arbeiten setzte der Schieferdachdecker den Schlussstein. Auf der Rückseite vermerkt er traditionell das Datum der Fertigstellung sowie seinen Namen.

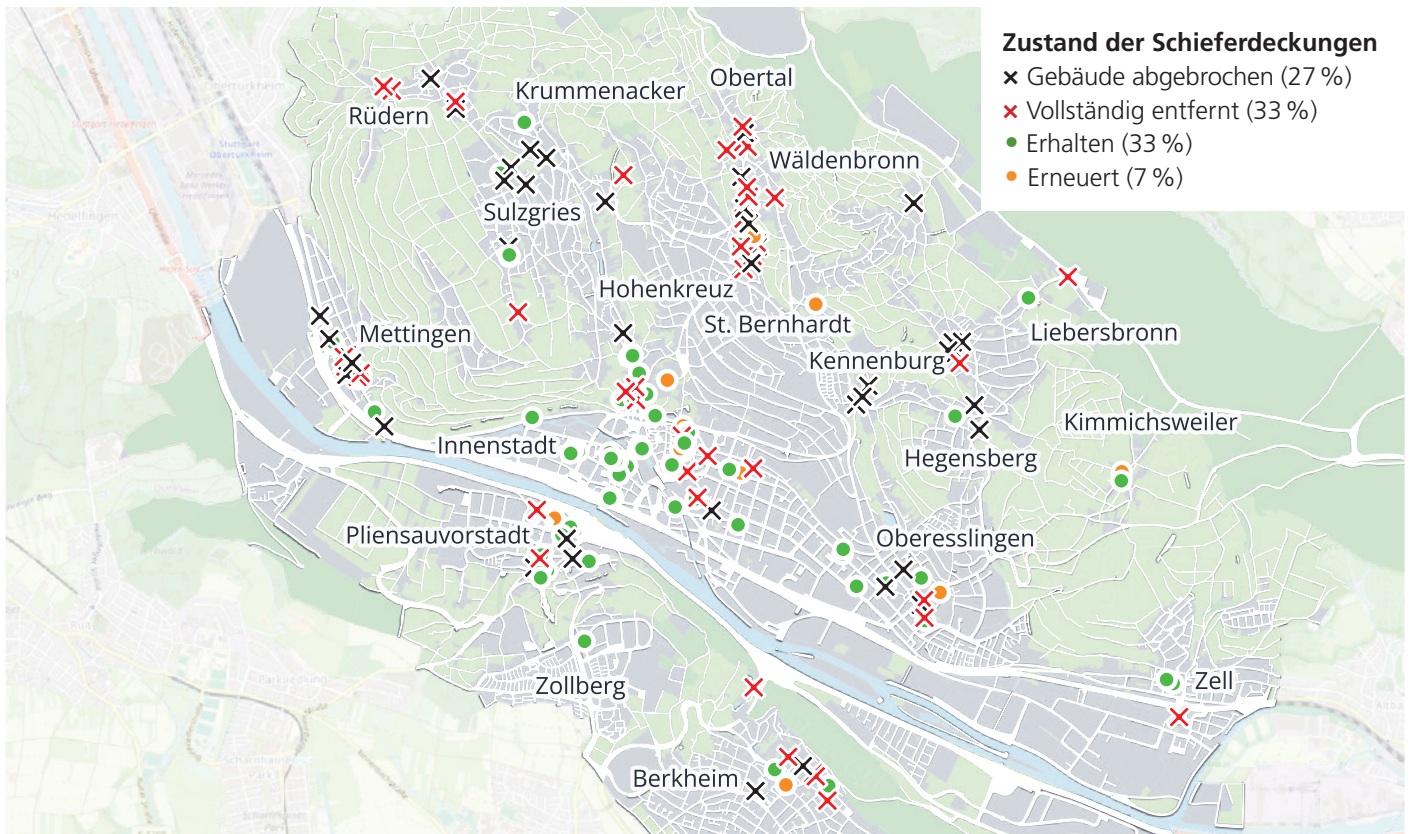
Entscheidend für die Dauerhaftigkeit der Deckung ist neben der sauberen Ausführung die

Schieferqualität – so ist dunkler Schiefer üblicherweise wetterbeständiger als der grausilberne Schiefer. Auch die Wahl der Nägel spielt eine Rolle. Ist der Nagel von minderer Qualität, rostet er beispielsweise. So kann der Deckstein schon vor Erreichen seiner Lebensdauer abrutschen. Im historischen Kontext werden noch heute bevorzugt Kupfernägel verwendet.

Die Ornamentik bei einer Schmuckfassade muss sorgfältig geplant werden, vor allem wenn mit Schiefer unterschiedlicher Farbe gearbeitet wird. Wie komplex sie ausfällt, hängt von dem Können

**3** Wandverkleidung mit Octagonschablonen in Esslingen-Wäldenbronn, abgenommen.





4 Die Schieferproduktion bricht im Ersten Weltkrieg ein und erholt sich erst in den 1930er Jahren. Karte mit aktuell bekannten Schieferfassaden Esslingens (Grundlage LGL, [www.lgl-bw.de](http://www.lgl-bw.de)).

und der Kreativität des einzelnen Handwerkers ab. Die Wahl des Dekors ermöglicht dabei Rückschlüsse auf die Herkunft des Schieferdeckers. Während beispielsweise in den rheinischen Gebieten die Variation durch die Form der Decksteine erreicht wird, wurde im Thüringischen Schiefergebiet mit unterschiedlich farbigem Schiefer oder Stanniolmalerei akzentuiert. So finden sich noch heute im Gebiet des Thüringer Waldes beziehungsweise des Frankenwaldes Häuser, die ihren Verwandten in Esslingen gleichen. In Kaisers Repertoire finden sich einfache bis komplexere Formen, häufig waren es geometrische Muster, aber auch florale oder landwirtschaftliche Motive. Einzelne Bauherren bestellten ihre Initialen und/oder das Deckungsjahr als Schmuck.

#### Mutmaßliche Kosten und Dauerhaftigkeit einer Schieferfassade

Die Kosten für eine solche Wandverkleidung müssen in einem überschaubaren Bereich gelegen haben. Zu Kaisers Kunden zählten neben den Kirchen hauptsächlich Weingärtner, Wirte und Handwerker. 1908 betrug der Lohn eines Gesellen 55 Pfennig die Stunde. Bei acht Stunden Arbeit sind die Arbeitskosten 4,40 Mark pro Tag. Die Materialkosten betragen pro Quadratmeter etwa 6 Mark. Man nehme einen Giebel mit Fläche

von 80 qm, dann betragen die Gesamtkosten für das Material 480 Mark. Mit den dazugehörigen Arbeitskosten kann man den Preis einer Giebelverschieferung maximal auf etwa ein Jahresdurchschnittseinkommen schätzen. Über Rücklagen in solcher Höhe musste jemand erst verfügen, jedoch relativieren sich die Kosten, wenn man die Langlebigkeit des Materials miteinrechnet. Im Gegensatz zu herkömmlichen Ziegeldeckungen, deren Lebensdauer circa 50 Jahre beträgt, geht man bei Schiefer von mindestens 100 Jahren aus. Vermutlich war das ein beliebtes Argument bei den Verkaufs- und Werbebemühungen des Schieferdachdeckers. Schmücken und sparen, so gewann Karl Kaiser manch einen Schwaben als Kunden. Und schaut man auf den Bestand, so spricht die Bilanz für sich – die heute noch überlieferten Fassaden in Esslingen und Umgebung haben ein Alter von 111 bis 136 Jahren.

#### Historische Schieferverkleidungen Esslingens heute

Von den bisher bekannten Wandverkleidungen sind mehr als die Hälfte heute nicht mehr vorhanden (Abb. 1). Sie sind entweder abgenommen oder die Häuser, an denen sie angebracht waren, abgebrochen worden. Einige Verkleidungen wurden schon während des Zweiten Weltkriegs zerstört, viele mussten dem Erneuerungsdrang der

1970er und 1980er Jahre weichen, andere verschwanden infolge der günstigen Immobilienkredite in den 2000er Jahren. Aktuell stellt neben dem Alterungsprozess der Siegeszug der gedämmten Fassade die nächste Gefährdung der Wandverkleidung dar. Dabei sind die Fassaden durchaus sanierbar: Die durch abgefallene oder verwitterte Decksteine entstandenen Lücken können durch spezielle Reparaturhaken wieder geschlossen werden.

Während die Objekte im Bereich der Esslinger Gesamtanlage besonderen Schutz genießen, sind vor allem Fassaden in den ehemaligen Filialorten und heutigen Stadtteilen verschwunden. Eindrücklich kann das am Beispiel Wäldenbronn dargestellt werden: Von den ehemals mindestens 20 Schmuckfassaden ist heute nur noch eine einzige übrig. Doch auch die Erneuerung birgt Gefahren – so wird meist ohne den ursprünglichen Dekor gedeckt (Abb. 5). Die so prägnante historische Formsprache des thüringer Schieferdachdeckers Karl Kaisers wird somit im Stadtbild nach und nach für immer verloren gehen. ◀



5 Schmuckgiebel in der Zwerchgasse 6, um 1978. Bei der Neueindeckung wurde der Dekor nicht wiederhergestellt.

### Literatur

Schieferpreise und ihre Folge, [www.schieferschaubergwerk.de/grubenpfad/schieferpreise-und-folgen/](http://www.schieferschaubergwerk.de/grubenpfad/schieferpreise-und-folgen/) (Zugriff am 20. 10. 2025).  
 Bärbel Röhm: Wäldenbronn. Geschichte, Häuser und Bewohner um 1700 bis nach 1900, Esslingen 2006.  
 Margit Seuling und Siegfried Scheidig: Gebäude im Schieferkleid. Zeugnisse der Handwerkskunst im Landkreis Kronach, Kronach 1999.  
 Klaus Freckmann und Franz Wierschem: Schiefer. Schutz und Ornament, Köln 1982. Stadtarchiv Esslingen, Esslinger Zeitung vom 14. 02. 1927.  
 Stadtarchiv Esslingen, Esslingen am Neckar/ Adressbuch 1892.

### Glossar

**Altdeutsche Deckung** Die Königsdisziplin unter den Schieferdeckarten. Üblicherweise kommt sie bei Dächern zur Anwendungen. Dabei werden Decksteine abhängig von der Dachneigung diagonal verlegt, wobei die Platten von unten nach oben kleiner werden. Die Decksteine müssen dafür individuell behauen werden. Neben dem Wetterschutz dient eine solche Dachdeckung zur Wasserableitung. Auch bei Fassaden ist sie anwendbar, dort jedoch meist mit gleichgroßen Decksteinen, die horizontal verlegt werden.  
**Octagone** Schieferplatten mit gestutzten Ecken an der unteren Seite. Trotz der Namensgebung (*octogon* = Achteck) haben Octagones nur sechs Ecken (vgl. Abb. 3).  
**Staniolmalerei** Historische Technik zur Gestaltung von Schieferfassaden im Thüringischen und Fränkischen Raum. Dafür wer-

den mithilfe von Schablonen Figuren, Schriftzüge und Ornamente aus Zinnfolie ausgestanzt und mit Leinölfirnis auf die Schieferplatten geklebt. Nach dem Trocknen haftet die Zinnfolie fest auf dem Schiefer. Mit der Zeit erhält die ursprünglich hochglänzende Folie eine matt-silbergraue Patina. Es handelt sich somit um keine Maltechnik im herkömmlichen Sinne.  
**Spitzwinkel** Schieferplatten mit spitzen Ecken an der oberen und unteren Seite. Durch die Überdeckung entsteht der Eindruck, dass Rauten verlegt wurden. Es handelt sich jedoch um Sechsecke (vgl. Abb. 2).

### Abbildungsnachweis

1 RPS-LAD, Hasso von Poser (1978), Zusammenstellung RPS-LAD, Olga Arkhipkina; 2 RPS-LAD, Olga Arkhipkina; 3, 5 RPS-LAD, Hasso von Poser (1978); 4 Grundlage LGL, [www.lgl-bw.de](http://www.lgl-bw.de); RPS-LAD, Sabrina Brill; RPS-LAD, Olga Arkhipkina

## Ein Portal fürs neue „Dörfle“

### Eine Karlsruher Fußgängerbrücke als Symbol von Teilhabe und Aufbruch in Architektur und Städtebau

Clemens Kieser

Seit 1982 verbindet eine markante Fuß- und Radwegbrücke die Karlsruher Innenstadt mit dem während der Altstadtsanierung tiefgreifend veränderten Innenstadtviertel „Dörfle“. Der Bau gehört zu den prägnanten städtebaulichen Setzungen der frühen 1980er Jahre. Mit seinem kupfergedeckten Kreuztonnendach und den durchgefärbten Sichtbetonelementen setzt das Bauwerk einen bewusst akzentuierten architektonischen Kontrapunkt. Der Entwurf stammt von Gernot Kramer, seit 1978 Hochschullehrer an der Technischen Universität Karlsruhe, der konstruktive Moderne und erzählerische Elemente der Postmoderne meisterhaft zu verbinden wusste. Die geplante Sanierung des Bauwerks führte im Vorfeld zu einer denkmalfachlichen Begutachtung.

#### Sanierung und Konfliktgeschichte

Das auf den ersten Blick als „Pagodenbrücke“ erscheinende Bauwerk ist untrennbar mit der konfliktreichen Geschichte der Karlsruher Altstadterneuerung verknüpft. Das Dörfle, ein aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammendes Arbeiterquartier, war im Zweiten Weltkrieg weitgehend unzerstört geblieben, galt nach 1945 jedoch als überaltert, sozial problematisch und nicht zuletzt als schlecht erschlossenes Verkehrshindernis. Entsprechend entschieden verfolgte die Stadt das Leitbild der radikalen Flächensanierung. Dieses Konzept orientierte sich weniger an gewachsenen Strukturen als an modernistischen Vorstel-

lungen einer aufgelockerten, autogerechten Stadtlandschaft. Ab 1962 setzten großflächige Abbrüche ein, denen beinahe die gesamte historische Bausubstanz des Quartiers zum Opfer fiel. Über 3500 Menschen wurden umgesiedelt. Zurück blieb über viele Jahre eine weithin kritisierte Brachfläche, die exemplarisch für den Verlust an historischer Substanz und für die Fehlentwicklungen jener Epoche stand.

#### Bürgerproteste und planerischer Wendepunkt

Provoziert durch einen als brutal empfundenen Entwurf des renommierten Braunschweiger Ar-



chitekturbüros Kraemer, Pfennig und Sieverts entfaltete sich erstmals offener wütender Protest. Nach der ersten öffentlichen Vorstellung der Pläne 1968 – zuvor hatte es kaum Bürgerbeteiligung gegeben – forderte die Karlsruher Architektenschaft einen internationalen Wettbewerb zur städtebaulichen Neuorientierung. Bürgerinitiativen, Vereine sowie Denkmalpfleger protestierten gegen die Planungen. Schon im Vorfeld war die massive Entmietungspraxis immer wieder auf Unmut gestoßen. Unter diesem Druck lobte die Stadt Karlsruhe den geforderten Architekturwettbewerb aus, den 1970 das Münchner Büro Hilmer & Sattler gewann. Dessen Entwurf von 1972 sah die Rückkehr zur Blockrandstruktur vor und leitete damit einen Paradigmenwechsel ein. Die Jahre zwischen 1972 und 1994 waren nun von dem Bemühen geprägt, die Fehler der vorausgehenden Eingriffe zu korrigieren. Diese sprichwörtliche „Sanierung der Sanierung“ versuchte, historische Strukturen zu respektieren und die verbliebenen Baubestände aufzuwerten. Gleichwohl blieb die Fritz-Erler-Straße als vierspurige Achse mit Straßenbahntrasse eine tief einschneidende städtebauliche Barriere.

### Reparatur städtebaulichen Kahlschlags

Hier setzt die Bedeutung der Fußgängerbrücke ein. Sie entstand als Antwort auf die Zerrissenheit des Stadtraums und übernimmt die Funktion einer verknüpfenden Klammer zwischen den Bereichen der radikalen Flächensanierung und jenen Zonen, die im späteren Prozess wieder stärker historisch orientiert erneuert wurden. Die Brücke fungiert damit nicht nur als Verkehrsweg, sondern als räumliches und symbolisches Bindeglied zwischen alten und neuen Strukturen. Zugleich erinnert sie an den Stein des Anstoßes, die verworfene Planung der breiten Fußgängerüberquerung im Kontext eines Einkaufsareals. Die „Pagodenbrücke“ ist somit auch ein gebauter Kommentar zur wechselvollen Planungsgeschichte der Altstadterneuerung.

### Architektonische Innovation

Architektonisch steht die Brücke im Zeichen der Postmoderne der 1980er Jahre. Im Gegensatz zur strengen Sachlichkeit der Moderne sucht sie bewusst die Öffnung hin zu historischen Bildwelten, symbolischen Bezügen und einer erzählerischen Vielschichtigkeit. In ihrer Formensprache verbindet sie Anklänge an ostasiatische Dachformen,

1 Südansicht mit Brücke und Tramdurchfahrt (2025).



2 Ansicht von Südosten (2025).

traditionelle Brückenhäuser des Mittelalters, renaissanceartige Arkadenmotive und eine expressive, teilweise skulpturale Betonplastik. Diese hybride Architektur zielt nicht auf historische Zitate, sondern auf ein assoziatives Geflecht, das

kulturelle Verweise, Materialehrlichkeit und konstruktive Logik in ein gleichermaßen vielschichtiges wie lesbares Gesamtbild bindet. Die ästhetische Wirkung des Bauwerks entsteht wesentlich aus der sorgfältig komponierten Überlagerung unterschiedlicher Elemente. Das kupfergedeckte Kreuztonnendach mit seinen leicht ausragenden Traufkanten vermittelt eine fremdartige, fast pavillonartige Anmutung und setzt einen farblich warmen Akzent über dem Sichtbeton. Die durchgefärbten Betone der Brüstungselemente und Pfeiler sind nicht als bloße Oberflächenbehandlung gedacht, sondern als integraler Bestandteil der Konstruktion; sie geben dem Bauwerk eine subtile Polychromie, die je nach Lichteinfall changiert. Hinzu kommt die fein gegliederte Silhouette der Sonnenblenden und Gerüste, deren filigrane Metallstrukturen einen bewusst gesetzten Kontrast zur Massivität des Betontragwerks bilden.

Auch die räumliche Ausformung ist wesentlich für die Gesamtwirkung. Balkone, Vor- und Rücksprünge erzeugen eine plastisch bewegte Fassadengestalt, die an Wohn- und Stadtlögen erinnert und dem Brückenhäuser einen beinahe bewohnbaren Charakter verleiht. Rundfenster, schlanke Konsolen und eingetiefte Öffnungen rhythmisieren die Fassadenflächen und verstärken die erzählerische Vielschichtigkeit, indem sie je nach Blickwinkel neue Bezüge herstellen. Die Brücke fungiert damit nicht nur als Verkehrsraum, sondern als architektonisch gestalteter Stadtraum mit Aufenthaltsqualität, der Übergänge, Schwellen und Ausblicke bewusst inszeniert.

Das komplexe Zusammenspiel aus Material, Farbe, Konstruktion und Formensprache verleiht dem Bauwerk eine markante Präsenz im Stadtgefüge. Sie wirkt weder monumental noch rein funktional, sondern formuliert eine eigenständige postmoderne Interpretation von Stadt und Bewegung.

### Praktischer Hinweis

Zähringerstr. 35, 76133 Karlsruhe (Innenstadt-Ost)

### Literatur

Peter Pretsch (Hrsg.): Das Dörfle – Altstadt Karlsruhe. Streifzüge durch die Ortsgeschichte, Karlsruhe 2013.

Karin Wilhelm u. a. (Hrsg.): Gesetz und Freiheit. Der Architekt Friedrich Wilhelm Kraemer 1907–1990, Berlin 2007.

Manfred Koch: Trümmerstadt – Residenz des Rechts – Zentrum der Technologieregion. Wechselvoller Weg in die Gegenwart, in: Karlsruhe – Die Stadtgeschichte (Hrsg. Stadt Karlsruhe, Stadtarchiv), Karlsruhe 1998, S. 519–676; hier S. 580–584.

Stadt Karlsruhe (Hrsg.): Altstadtsanierung „Dörfle“ Karlsruhe 1954–1994, Karlsruhe 1995.

Helmut Frei: Sie blieben auf der Strecke. Ein Lehrstück aus Karlsruhe. Wie ein alter Stadtteil über zwanzig Jahre lang kaputt saniert wurde, in: ZEIT, 14/1983.

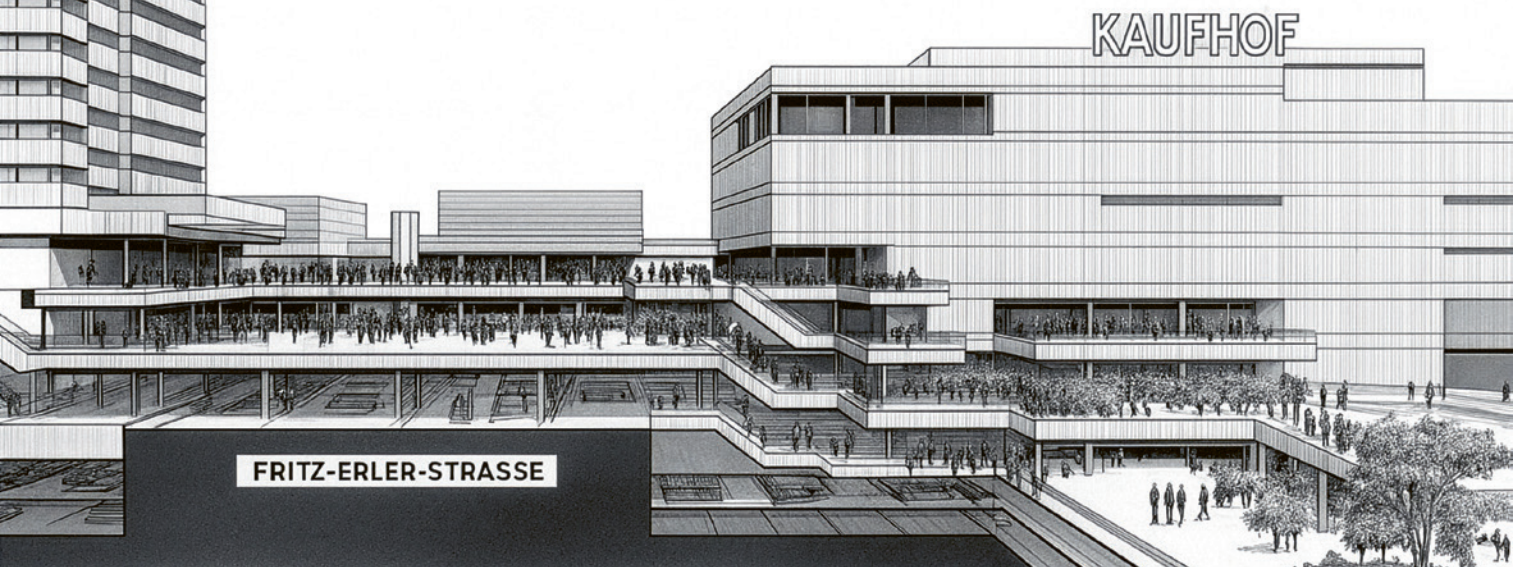
### Abbildungsnachweis

1, 2 RPS-LAD, Clemens Kieser; 3 Visualisierung der Planungen von Kraemer, Hennig und Sieverts (1968), erstellt unter Verwendung Künstlicher Intelligenz (ChatGPT); 4 Horst Schlesinger, Stadtarchiv Karlsruhe (A21 175 4 34)

### Denkmal städtebaulichen und architektonischen Brückenschlags

Die denkmalfachliche Betrachtung des Bauwerks ergibt, dass sich seine Bedeutung auf mehrere Ebenen erstreckt. Der Brückenbau ist weit mehr als ein funktionales Verkehrsbauwerk. Er stellt ein herausragendes architektonisches Zeugnis der Übergangsphase zwischen Moderne und Postmoderne dar und besitzt damit einen eigenständigen Charakter.

**3** Geschäftszentrum mit breitem Brückenschlag – Visualisierung der Planung von Krämer, Hennig und Sieverts (Braunschweig).



digen baukünstlerischen und architekturgeschichtlichen Denkmalwert. Als Dokument dieser Umbruchszeit zeigt der Brückensbau exemplarisch, wie sich die Planungskultur der 1980er Jahre von der strengen Rationalität der Nachkriegsmodeerne löste und neue Ausdrucksformen, räumliche Qualitäten sowie eine stärkere Bezugnahme auf historische und kulturelle Motive suchte. Seine charakteristische Verbindung aus konstruktiver Logik, erzählerischer Vielschichtigkeit und bewusst gesetzter Material- und Formensprache macht ihn zu einem baulichen Manifest jener Epoche. Im Kontext der Karlsruher Stadtentwicklung verkörpert die Brücke die Auseinandersetzung mit früheren Fehlentscheidungen, insbesondere mit den Folgen der verkehrsorientierten Sanierungsstrategien. Ihre Errichtung markiert den Wendepunkt hin zu einer sensibleren, kleinteiligeren und quartiersbezogenen Planung. Sie steht damit nicht nur für die Geschichte des Dörfles, sondern für ein stadthistorisches Kapitel von überregionaler Bedeutung: das bewusste Ringen um Reparatur, Identität und Rückgewinnung urbaner Lebensräume.

Der Denkmalwert der Pagodenbrücke beruht zudem auf ihrer gestalterischen Qualität. Ihre ausdrucksvolle Formensprache macht sie zu einem wertvollen Beispiel postmoderner Baukunst, dessen Überlieferung einen unverfälschten Eindruck der ursprünglichen ästhetischen Intention ermöglicht. Diese Authentizität, verbunden

mit der außergewöhnlichen formalen Eigenständigkeit, begründet die künstlerische Bedeutung des Bauwerks.

Als städtebauliches Bindeglied, als unverfälschtes Zeugnis der 1980er Jahre und als materiell überlieferte Erinnerung an zentrale Planungsdiskurse der Stadt Karlsruhe besitzt die Brücke einen hohen wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Wert. Ihre Erhaltung dient nicht allein der Bewahrung eines Einzelbauwerks, sondern dem Schutz eines Schlüsselobjekts der jüngeren Stadt- und Architekturgeschichte, an dessen Sichtbarkeit ein öffentliches Interesse besteht.

**4** Protest der Jusos im Kontext der Altstadt-sanierung des „Dörfles“, 23. Juni 1971. ◀



## Bretter, die die Welt bedeuten

### Die virtuelle Rekonstruktion des klassizistischen Theaters von Schloss Monrepos

Julius Hach/Roberta Fonti/Christian Kayser

**Bühne frei! 1815, an einem Sommerabend im Juni, versammelte sich mit König Friedrich I. von Württemberg (1754–1816) und seinen Gästen, dem russischen Zaren Alexander I. (1777–1825), dieser zugleich Friedrichs Neffe, und Kaiser Franz I. von Österreich (1768–1835) ein kleines, sehr exklusives Publikum im neu erbauten Hoftheater des Seeschlosses Monrepos bei Ludwigsburg. Aufgeführt wurde Gaspare Spontinis Oper „Fernand Cortez ou la conquête du Mexique“. Was dann geboten wurde, übertraf alle Erwartungen: Am Höhepunkt des Stücks öffnete sich die Bühnenrückwand und gab den Blick frei auf eine brennende Stadt, Hunderte Statisten, Reiter und Kanonen (Abb. 1).**

#### Das Theater von Schloss Monrepos

Das Theater von Monrepos war ein Experiment im kleinen Maßstab. Obwohl es nur rund 200 Zuschauer fasste und damit ausschließlich besonderen Gästen des Königshauses vorbehalten war, erlaubte es durch seine besondere Anlage auch die Aufführung großdimensionierter Stücke. Die innere Organisation mit den in der Art eines antiken Amphitheaters ansteigenden Zuschauerrängen gewährte dem Publikum dabei auch eine besondere Nähe zu Orchester und Bühnengeschehen.

Das Theater war dabei Teil eines Komplexes von Festbauten: Im Jahr 1806 beauftragte König Friedrich I. von Württemberg seinen Hofarchitek-

ten Nikolaus Friedrich von Thouret (1767–1845), in unmittelbarer Nähe zu dem von ihm besonders geschätzten Seeschloss Monrepos – ein *maison de plaisance*, ein Lustschloss nahe der Residenz Ludwigsburg – eine ergänzende Gebäudegruppe zu errichten. Zunächst entstand im Norden des Schlosses der Festinbau (Abb. 2). Dieser Festsaalbau war ganz der Repräsentation verpflichtet und bildete einen architektonisch eigenständigen Rahmen für Bankette, Bälle und andere höfische Feierlichkeiten. In Monrepos wurde er wenige Jahre später, 1808, durch das Theater ergänzt. Der Architekt des Ensembles, Nikolaus von Thouret, genoss eine besondere Vertrauensstellung beim König. Geboren in Ludwigsburg und



an der Hohen Karlsschule in Stuttgart ausgebildet, führte ihn ein Stipendium nach Paris und Rom, wo er intensiv die Bauten der Antike und Renaissance studieren konnte. Nach seiner Rückkehr wurde er Hofbaumeister und erschuf zahlreiche Bauten, von denen allerdings viele den Wechselfällen der Geschichte, in Stuttgart namentlich den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges, zum Opfer fielen.

Ein wichtiger Teil der Dienstaufgaben Thourets war allerdings von Anfang an nur flüchtiger Natur und nicht für eine längere Dauer konzipiert: Der Baumeister machte sich seinem Dienstherrn Friedrich I. auch durch sein Talent, temporäre Architekturen und Kulissen für die Hoffeste und -veranstaltungen zu gestalten, unentbehrlich.

In gewisser Weise gehört auch das Theater von Monrepos zu diesen Bauten, denn, anders als von Thouret und Friedrich I. geplant, war diesem ebenfalls nur eine kurze Standzeit beschieden: Nach dem Tod König Friedrichs I. im Jahr 1816 entschied sein Nachfolger Wilhelm I., die als kostspielig im Bauunterhalt und damit als überflüssig angesehenen Ergänzungsbauten abzubrechen. Bereits 1818 war das Ensemble fast vollständig verschwunden. Von ihm zeugt heute im materi-

ellen Bestand nur noch eine Anhöhe im Schlosspark, unter der die verschütteten Keller des Festinbaus ruhen.

Eine im Rahmen eines Seminars zu Schloss und Park Monrepos am Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft der Technischen Universität München erarbeitete digitale Rekonstruktion eröffnet nun, etwa 200 Jahre später, die Möglichkeit, einen neuen Blick auf das verlorene Theater von Monrepos zu werfen. Die Analyse der wiederentdeckten erhaltenen Pläne und schriftlichen Quellen erlaubt es, das Gebäude in seiner architektonischen Gestalt und kulturhistorischen Bedeutung lebendig nachzuvollziehen und so ein Stück fast vergessener Bau- und Theatergeschichte wieder sichtbar zu machen.

### Die Planüberlieferung zum Theaterbau

Die wichtigste Grundlage für die Rekonstruktion sind zwei überlieferte Plansätze. Der erste stammt aus dem Jahr 1809 und enthält Fundamentplan, Obergeschossgrundriss und einen Längsschnitt. Die Pläne wurden vermutlich von Thouret selbst bzw. seinen Assistenten gezeichnet und tragen handschriftliche Notizen sowie kleine Skizzen, die

1 Der verlorenen Theaterinnenraum mit geöffneter Bühnenrückwand und Blick in das freie Feld (virtuelle Rekonstruktion).

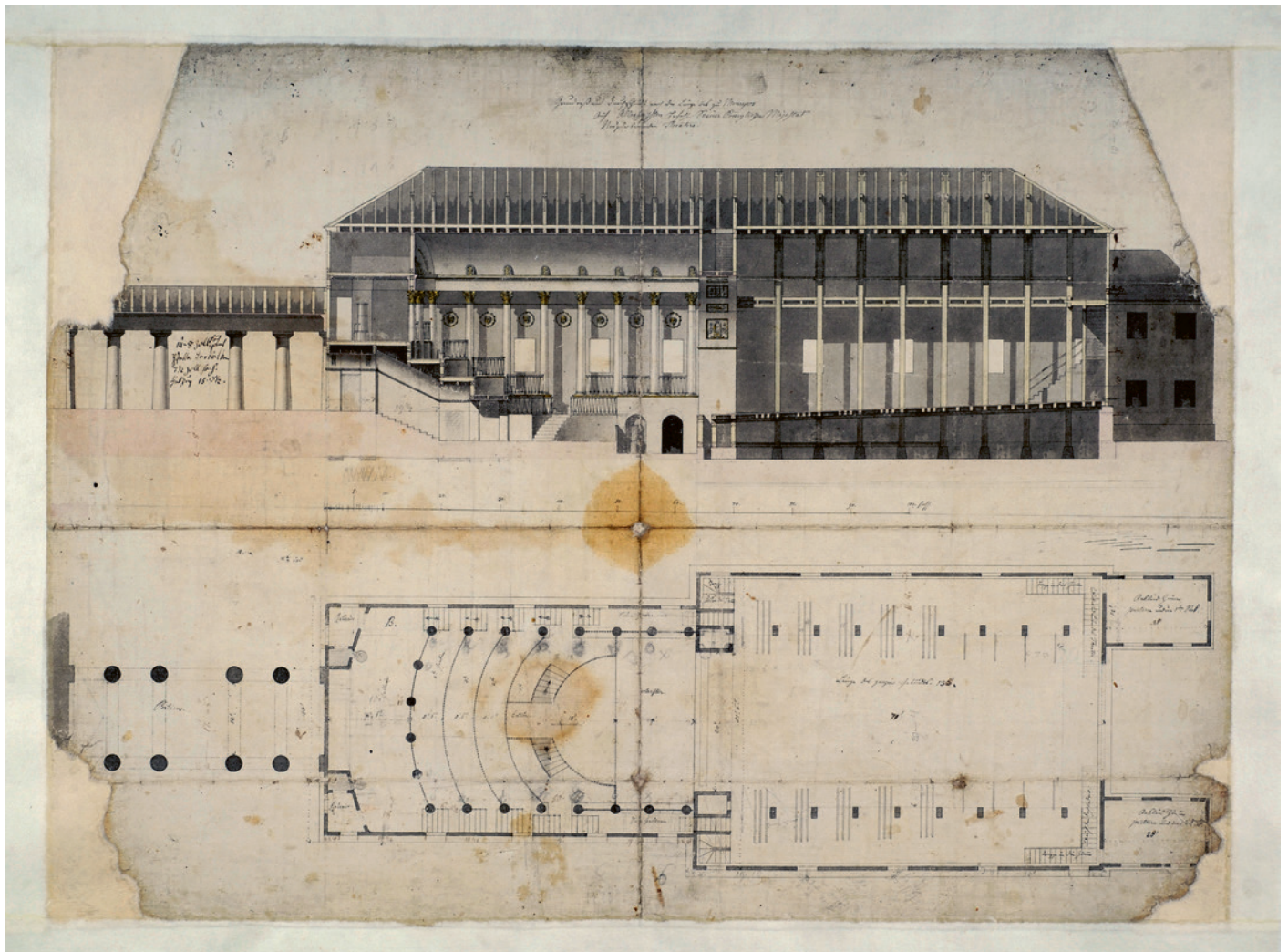


**2** Blick vom Schloss auf den Festinbau (virtuelle Rekonstruktion).

**3** Obergeschoss; Grundriss und Längsschnitt des Theaterbaus von 1809.

den prozeduralen Charakter des Entwurfsstandes illustrieren. Der zweite Plansatz ist als „Aufmaß Monrepos“ auf 1814 datiert. Er umfasst einen Erd- und Obergeschossgrundriss sowie eine Längsansicht. Ein Querschnitt des Gebäudes ist leider aus keinem der Plansätze überliefert. Die Pläne dokumentieren unterschiedliche Entstehungssituationen. Der ältere Akt von 1809 ent-

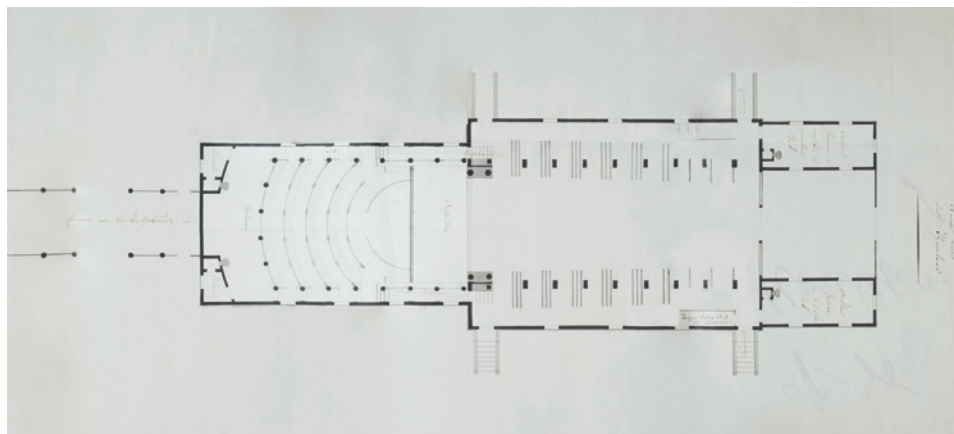
stammt der Entwurfsphase und bezeugt damit Thourets ursprüngliche Planung vor der Umsetzung (Abb. 3), während die Pläne von 1814 den ausgeführten Bau zeigen (Abb. 4, 5). Vermutlich fertigte man die Bestandsdokumentation im Zusammenhang mit den Vorbereitungen für die Opernaufführung von „Cortez“. Es ist tatsächlich ein Auftrag zur Vermessung des Theaters für die



Planung der Aufführung überliefert. Das Theater sollte „innerhalb zweymal vierundzwanzig Stunden von dieser Eröffnung an *unfehlbar* aufgeschlagen seyn [...], widrigenfalls die ermeldte Oper gar nicht würde aufgeführt werden können“ (zitiert nach Norbert Stein).

Ein Vergleich der Plansätze offenbart Unterschiede zwischen Entwurf und Umsetzung. So stimmen die Fundamentpläne von 1809 nicht vollständig mit dem Erdgeschossgrundriss von 1814 überein, auch sind etwa die Garderobenbauten im Aufmaß ursprünglich deutlich langgestreckter, und es erscheinen zusätzliche Treppen an den Seiten des Bühnenbereichs, die unabhängige Zugänge ermöglicht hätten. Eine kleine, leicht zu übersehende Differenz im Grundriss des Zuschauerraumes belegt eine relevante Planänderung: In Grundriss und Schnitt von 1809 ist jeweils ein Bühnenportal mit halbrunder Bogenöffnung und glatten Wänden dargestellt, während im Grundriss von 1814 an beiden Seiten des Portals jeweils ein Säulenpaar eingezeichnet ist. Neben den Plänen sind schriftliche Quellen zum Theater erhalten. So widmet etwa der Geograf und Statistiker Johann Daniel Georg Memminger der Gebäudegruppe einen eigenen Absatz, in dem er das Durchschreiten der Anlage beschreibt. Der Schwerpunkt der Ausführungen liegt dabei gleichwohl auf dem Festinbau mit seinem Festsaal. Zum Theater vermerkt er lediglich die Verbindung über den Säulengang und das Urteil, es sei im „schönsten klassizistischen Stil“ erbaut. Außerdem hebt er den architektonischen Kunstgriff der geöffneten Bühnenrückwand hervor. Memminger erklärt, dass trotz der geringen Gebäudegröße umfangreiche Stücke aufgeführt werden können, „indem es nach hinten geöffnet und mit dem freyen Felde in Verbindung gesetzt werden kann“ – leider lässt sich aus den überlieferten Plänen nicht erschließen, wie die dafür nötige Bühnenmechanik exakt funktioniert hat.

Für die Rekonstruktion des Theaters und seiner Innenausstattung sind besonders die Inventarlisten wichtig, namentlich das Wittumsinventar von Königin Charlotte sowie eine Liste der Möbel (bei-



des Dezember 1816), die nach dem Abbruch des Theaters nach Ludwigsburg überführt wurden. Schließlich sind auch die im November 1818 erlassenen Anordnungen zum Abbruch von Interesse. Sie erwähnen die Wiederverwendung der Balken und den Abtransport der Quader des Sockelbereichs. Indirekt liefern sie so Informationen über die Baumaterialien. Im Boden überliefert sind lediglich Fragmente der Keller, die heute als Hügel nördlich vom Schloss die Wiese bestimmen (Abb. 6).

### Rekonstruktion von Form und Funktion

Das Theater grenzte im Norden auf der dem Seeschloss abgewandten Seite an den Festinbau an und war mit diesem über einen kurzen Säulengang verbunden (Abb. 7). Dieser ermöglichte es, trockenen Fußes aus dem großen Festsaal in das Theater zu schreiten.

Das mit Außenmaßen von ungefähr 45 x 15 m tatsächlich recht übersichtliche Theatergebäude setzte sich aus drei distinkten Baukörpern zusammen, dem Hauptgebäude mit Zuschauer- und Bühnenraum und den beiden Garderobenbauten. Zuschauerraum und Bühne waren unter einem gemeinsamen Dach vereint, am Außenbau aber durch einen Versprung der Gebäudelängsseiten ablesbar.

4 Ansicht des Theaterbaus von 1814.

5 Obergeschoss; Grundriss des Theaterbaus von 1814.



6 Luftbild der Schlossanlage von Süden.

Die Pläne bezeugen, dass es sich um einen „Leichtbau“, einen ausgefachten Holzgerüstbau handelte. Bestätigt wird dies durch die Berichte zum Abbruch, die die intendierte Wiederverwendung der Balken anführen. Gleichwohl zeigt die Plan-Ansicht eine Steinfassade: Offenbar imitierte die Putzfassung einen aufwändigen Mauerwerksbau.

### Rekonstruktion des Zuschauerraums

Die Gäste betraten den Innenraum über einen den äußeren Säulengang fortführenden Vorraum unter den Rängen, der direkt vor dem Proszenium endete. Der Zuschauerbereich mit ansteigenden Rängen im Halbrund (Abb. 8) war von Säulen eingefasst und schloss mit einem halbtönenförmigen Gewölbe – tatsächlich eine Putz-Spantenkonstruktion – ab. An beiden Flanken erschlossen Treppen hinter den Säulen die oberen Ränge. Auf der obersten Ebene befand sich der Sitz der Herrschaft und dahinter eine kleine Galerie mit zwei Räumen, die als Rückzugsort dienen konnten. Ein separater Zugang für das Königspaar scheint zunächst geplant worden zu sein, wurde dann jedoch verworfen.

Die Anlage des Zuschauerraumes mit nach antikem Vorbild konzentrisch ansteigenden Rängen (Abb. 9) ist für die Theaterarchitektur des frühen 19. Jahrhunderts ungewöhnlich. Üblich war zu dieser Zeit noch der „klassische“ Saalbau mit ebenem Parkett und u-förmig darum angeordnete

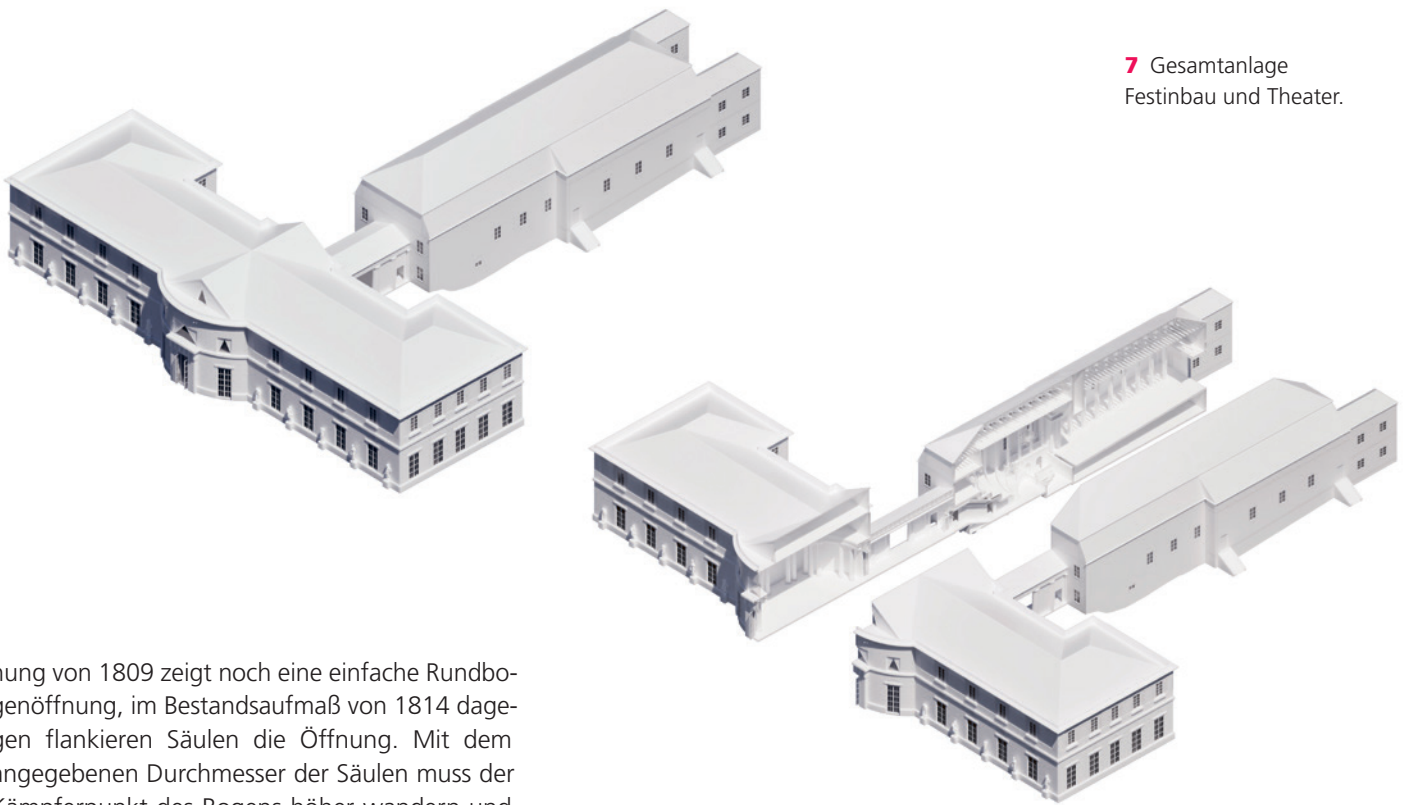
ten Balkonen und Logen. Die größte Analogie zu dem Theater von Monrepos zeigt das kleine Hoftheater Friedrichs II. von Preußen im Neuen Palais zu Potsdam (1769), auch dieses mit gestaffelt ansteigenden Rängen und einer umlaufenden Galerie. Es handelt sich allerdings nicht um ein eigenständiges freistehendes Theatergebäude, sondern um einen Saalraum in dem größeren Schlosskomplex. Thouret war seiner Zeit mit dem kleinen Experimentalbau offenbar voraus. Die „antike“ Theaterform wurde erst durch die Entwürfe Gottfried Sempers 1865 und die darauf basierende Anlage des Bayreuther Festspielhauses populär.

Die digitale Rekonstruktion des Zuschauerraums von Monrepos zeigt aber auch, dass die geringen Dimensionen des Bauwerks im Detail der Umsetzung ihren Tribut forderten: So ist der Durchgang unter den Rängen nur ungefähr zwei Meter hoch. Auch die Treppen hinter den Säulen sind ungewöhnlich schmal, insgesamt wirken viele Partien in den Randbereichen hinter den Kolonnaden etwas gequetscht. Besonders im Hinblick auf die Figur des ungewöhnlich großen und durchaus beliebten Württemberger Königs war der Theaterbau vielleicht nicht ganz nutzerfreundlich.

### Zur Rekonstruktion des Bühnenportals

Die Gestaltung des Bühnenportals zwischen Zuschauerraum und Bühne bildet die größte Unsicherheit in der Rekonstruktion. Die Entwurfspla-

7 Gesamtanlage Festinbau und Theater.



nung von 1809 zeigt noch eine einfache Rundbogenöffnung, im Bestandsaufmaß von 1814 dagegen flankieren Säulen die Öffnung. Mit dem angegebenen Durchmesser der Säulen muss der Kämpferpunkt des Bogens höher wandern und lässt damit keinen Rundbogen über dem Bühnenportal mehr zu. Wie aber schloss dann das Portal – immerhin die „Schauseite“ der Bühne?

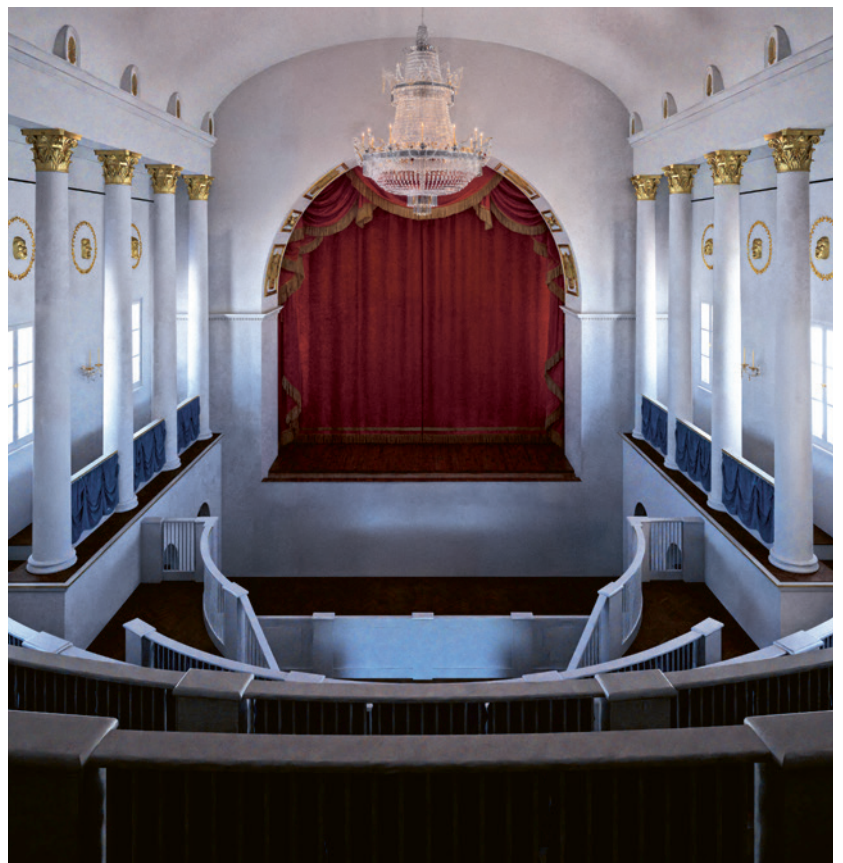
Vergleiche mit anderen Projekten Thourets legen nahe, dass möglicherweise ein flacher Segment- oder Korbbogen gewählt wurde. Im Ludwigsburger Schlosstheater, das Thouret 1811 klassizistisch umgestaltet hatte, findet sich eine ähnliche Lösung. Auch ein späterer nicht ausgeführter Entwurf Thourets für ein kleines Schauspielhaus (1817) zeigt ein Proszenium mit Säulenrahmung und flachem Bogen.

Doch bleibt ein Problem: In der so rekonstruierten Kombination fügen sich die Gliederungselemente des Zuschauerraums und des Bühnenportals nicht harmonisch zusammen, die Architrave des Saals und des Proszeniums verspringen. Alternativ wäre somit auch denkbar, dass der Architrav des Zuschauerraumes über die Öffnung des Proszeniums hinausgeführt wurde. Die tatsächlich realisierte Form lässt sich nicht mit letzter Sicherheit fassen.

**Bühnenraum und Bühnenmaschinerie**

Der gezeichnete Bühnenraum (Abb. 10) ist einschließlich der die eigentliche Bühne umgebenden Nebenzonen etwa 18 m tief und 14 m breit. Auch hier findet sich die statisch notwendige, aus dem Zuschauerraum fortgeführte Stützenreihe, in diesem Fall jedoch in Form einfacher Holzpos-

8 Der verlorene Theaterinnenraum bei Tag mit Rundbogen Proszenium wie im Entwurfsstand überliefert (virtuelle Rekonstruktion).



Mit Dank an Hofkammer und Haus Württemberg für die Unterstützung bei den Recherchen.

### Literatur

Archiv des Hauses Württemberg, Altshausen, Best. B.3.b.  
Norbert Stein, Stuttgart 1991; Quelle: StAL, D 40 (Hofbauwesen),  
Bü. 147.  
Staatsarchiv Ludwigsburg, E 20 Bü 686 – Inhaltsangabe: Überführung  
von Mobilien aus Schloss Monrepos (v. a. Festinbau und Schlosstheater)  
nach Ludwigsburg/1818.  
Johann Daniel Georg Memminger: Stuttgart und Ludwigsburg mit  
ihren Umgebungen. Stuttgart/Tübingen 1817, S. 445.

### Glossar

**Akrotere** In der Antike Zierornamente an Dachfirsten und Traufen, im  
Klassizismus auch als Elemente der Innenraumgliederung adaptiert.

**Architrave** Horizontale Tragbalken über dem Zwischenraum über  
Säulenstellungen.

**Prosenium** Vorderer Bereich einer Theater- oder Opernbühne, zwi-  
schen Vorhang und Orchestergraben.

**Putz-Spantenkonstruktion** Methode zur Herstellung gewölbter De-  
ckenspiegel als „Leichtbaukonstruktion“ mit hölzernen Tragelementen  
und unterseitig aufgebracht Putzfassung.

### Abbildungsnachweis

**1, 2, 7–10** Rekonstruktion Julius Hach; **3** Stadtarchiv Ludwigsburg, Sammlung Baum-  
gärtner V 3/33 020; **4, 5** Archiv des Hauses Württemberg, Schloss Altshausen: Pläne  
Gemmrigheim – Theater Monrepos – eigene Digitalisierung; **6** Kayser+Böttges  
Barthel+Maus Ingenieure und Architekten GmbH München

ten. In etwa 5 m Höhe über dem Bühnenboden ist eine Galerie angedeutet, die vermutlich für die Bedienung der Bühnenmaschinerie genutzt wurde.

Die Bühnentechnik selbst ist nicht überliefert, doch aus den zeitgenössischen Texten zum Bau des Theaters geht hervor, dass zunächst Bestände aus den bereits bestehenden Württemberger Theatern genutzt wurden. In fünf Ebenen waren jeweils drei Ständerwerke und Laufrinnen für Seitenkulissen vorgesehen. Damit war das Theater sogar besser ausgestattet als das größere Ludwigsburger Schlosstheater, das lediglich doppelte Seitenkulissen besaß. Auf diese Weise konnten innerhalb eines Stücks bis zu drei Szenenwechsel vorgenommen werden, ohne neue Staffagen einhängen zu müssen. Hinter der letzten Seitenkulisse befanden sich weitere einzelne und doppelte Laufrinnen, die nicht nur eine besonders tiefe Staffelung erlaubten, sondern auch den leeren Raum zwischen der eigentlichen letzten Kulisse und der geöffneten Bühnenrückwand überbrückten.

Aus den Inventaren des Abbruchs wissen wir, dass die verbliebenen Requisiten, Kulissen und Teile der Bühnentechnik nach Ludwigsburg in das Schlosstheater überführt wurden. Ein Befehl aus dem Jahr 1818 ordnete an, „die dort vorrätigen

Theater Requisiten aber zu den Inventaren des hiesigen Schloß Theaters abzugeben“. Danach verliert sich die Spur der Requisiten und Möbel.

### Dachform und Konstruktion

Die Ansicht zeigt, dass das Hauptdach als Mansarddach konstruiert war. An den beiden Schmalseiten entfiel die Mansarde, sodass mit dem Oberdach ein Krüppelwalm ausgebildet war. Die Wahl der Dachform ermöglichte es, den Breitenversatz zwischen Zuschauerraum und Bühnenhaus zu überspielen: Der Versprung ließ sich mit unterschiedlichen Neigungen des Mansardstocks bewältigen, während der obere Dachstock ohne Zäsur durchlief.

Die Konstruktion des Dachs lässt sich aus den überlieferten Plänen ansatzweise nachvollziehen. Der Längsschnitt von 1809 zeigt, dass das obere Dachwerk über dem Zuschauerraum als Sparrendach mit einfachem Kehlbalken und liegendem Stuhl ausgeführt worden war. Die Konstruktion ruhte mit ihrem Dachfuß auf den beiden Längsachsen der Säulenreihen und das Gebälk der Säulen verkleidete die „Aufständigung“ des Dachwerks, um Raum für das hölzerne Gewölbe zu schaffen. Bei dieser Dachform entfielen auf einen Binder zwei Zwischengespärre. Die Mansardbereiche mit ihren steilen Dachflächen waren einfacher konstruiert, die Dachbalkenlage verlief hier über den äußeren Raumzonen zwischen Traufe und Säulenreihe.

Über dem Bühnenhaus findet man im Wesentlichen eine analoge Konstruktion. Ergänzend ist das Sparrendach jedoch durch Zangen verstärkt, die bis in den Mansardbereich zur unteren Traufe der Mansarde herabführen. Diese Balken bildeten ein für den Bühnenbereich relevantes Konstruktionselement, mussten dort doch auch die zusätzlichen Lasten der Bühnentechnik bewältigt werden.

### Ornamentik und Ausstattung

Der Längsschnitt von 1809 macht recht weitgehende Angaben zur Gestaltung des Zuschauer- raums. Bei einer weißen Grundfassung sind Kapitelle, Ornamente und Stuckleisten vergoldet. Zwischen den Säulen erscheinen antike Theatermasken in Blattkränzen, auf dem Scheingebälk sitzen Akrotere, die Stirnseite des Gewölbes ist

mit floralen Motiven geschmückt. Auch eine geplante Dekoration des Proszeniums mit goldgerahmten Lyren und Masken ist im Entwurf eingezeichnet.

Säulen und Gebälk folgen der korinthischen Ordnung. Die attischen Basen sind auf dem Plan detailliert dargestellt, die Kapitelle hingegen nur angedeutet. Für die virtuelle Rekonstruktion wurde ein Kapitelltyp nach Palladio gewählt – Thouret hatte nicht nur während seiner Ausbildung in Paris die klassischen „Säulenbücher“ als Grundlage der zeitgenössischen Architektur studiert, während seiner Zeit in Rom lernte er darüber hinaus prägende Werke der Antike und der Renaissance kennen.

Dank der überlieferten Inventarlisten lässt sich auch die „mobile“ Ausstattung des Theaters lebendig nachvollziehen. Es dominierten Blautöne: Böden, Treppen und Brüstungen waren mit blauem Tuch bespannt, an den Türen hingen blaue Vorhänge. Die Möblierung war schlicht gehalten: 40 Bänke aus Tannenholz, mit blauem Tuch be-

zogen, sowie zwölf Sessel im Herrschaftsrang, weiß gefasst und mit blauem Damast bespannt. Im Orchester standen 15 weiß gestrichene Notenpulte mit Blechleuchtern.

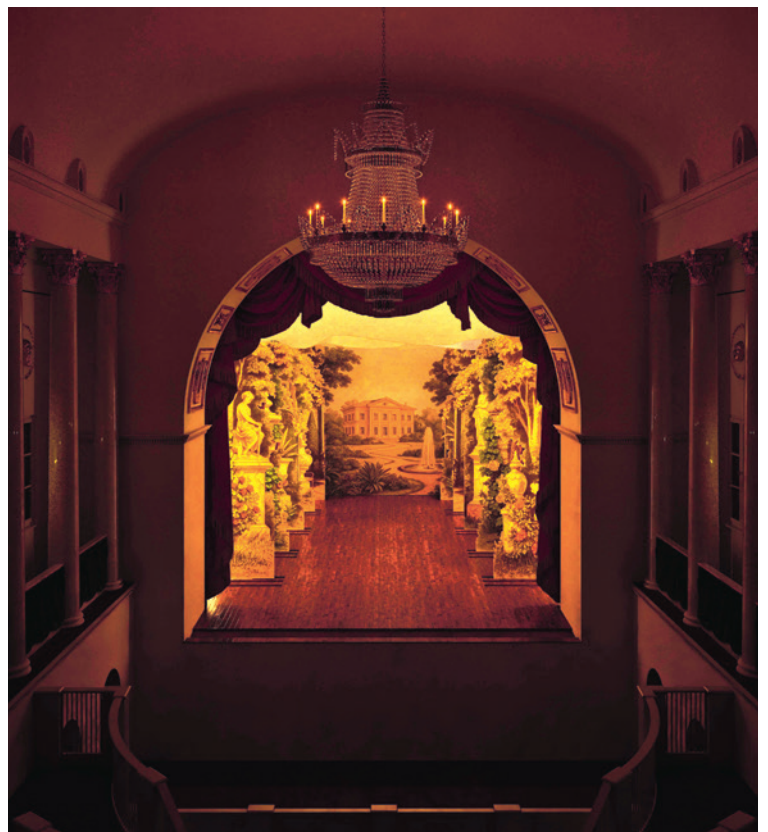
Ein eiserner Kronleuchter mit Glasbehang und blau lackierten Lampen erhellte den Zuschauerraum, ergänzt durch vier vergoldete Wandlampen mit Argandbrennern – eine um 1780 bis 1790 vom französischen Erfinder Ami Argand entwickelte Form der Öllampe mit besonders gleichmäßigem und hellem Licht.

### Résumé

Das Theater von Monrepos bestand nur wenige Jahre, dann verschwand es fast spurlos. Das Gedächtnis des so innovativen wie originellen Bauwerks bewahren heute nur mehr Pläne und Berichte. Die virtuelle Rekonstruktion ist kein Ersatz für den abgegangenen Bau, doch setzt es den Raum noch einmal in Szene: Bühne frei für Hofbaumeister Thouret, König Friedrich und das Theater von Monrepos!

9 Blick von der Bühne auf die Ränge, links und rechts die Ständerwerke der Seitenkulissen (virtuelle Rekonstruktion).

10 Das Theater während einer Aufführung, mit geöffnetem Vorhang und Gartenkulissen (virtuelle Rekonstruktion).



# Verborgenes Kleinod auf der Alb

## Die hölzerne Deckenkonstruktion der Kapelle Ensmad

Daniel Bayha/Sabine Kuban

**„Kaum ein weltverloreneres Plätzchen wüßte ich im Schwabenland zu finden, keinen friedlicheren Fleck Erde, so fern von allem Kriegslärm und Schlachtgetümmel, als Ensmad.“**

Mit diesen Worten beschreibt ein altes Kirchenbüchlein die Wallfahrtskapelle St. Ursula zu Ensmad – und tatsächlich scheint dieser Ort aus der Zeit gefallen. In der Idylle steht jedoch ein Bauwerk von großer bau- und kulturhistorischer Bedeutung. Das unscheinbare Gebäude wurde jetzt erstmals umfassend im Rahmen einer studentischen Abschlussarbeit untersucht und dokumentiert.

### Ein Kleinod am Rand der Welt

Wer den Weg nach Ensmad sucht, fährt vorbei an Wäldern und Wiesen, bis abseits von Ittenhausen die Straße schmaler wird und schließlich in einer Talsenke endet. Nur ein Ziegenhof leistet der Kapelle Gesellschaft. Wer den letzten Abschnitt zu Fuß geht, erlebt eine Stille, die heute selten geworden ist: kein Motorengeräusch, nur das Rauschen des Windes und das ferne Meckern der Ziegen. Diese Abgeschlossenheit prägt den besonderen Zauber dieses Ortes (Abb. 1), zugleich ist sie aber auch eine Bürde. Das Gebäude gehört der Gemeinde Langenenslingen und wird nur zu besonderen Anlässen genutzt. Das heißt, es findet kein regelmäßiger Gottesdienst statt. Trotz der geringen Größe des Gebäudes sind Pflege und

Wartung mit einem gewissen Aufwand verbunden. Schäden am Dachwerk gaben Anlass für eine genauere Untersuchung des Gebäudes, die in Abstimmung mit dem Bürgermeisteramt Langenenslingen im Rahmen einer studentischen Abschlussarbeit an der Hochschule für Technik Stuttgart im Fachbereich Bauingenieurwesen bearbeitet wurde.

### Die Baugeschichte der Kapelle

Die Ursprünge der Kapelle reichen bis tief ins Mittelalter zurück. Schriftliche Quellen berichten von einer Einsiedelei am heutigen Standort bereits im 11. und 12. Jahrhundert, sicher belegt ist die Kapelle jedoch erst 1378. Sie wurde als „Kapelle zu dem Heiligen Berg“ erwähnt und war bereits Ziel



frommer Pilger. Im Laufe der Jahrhunderte wechselten Besitzer und Ausstattungen, doch der Ort blieb stets ein religiöser Anziehungspunkt. Die Patrone sind die hl. Ursula und die Schmerzensmutter Maria.

Die Kapelle ist ein im Kern noch gotischer Bau, der 1660 bzw. 1701 und 1703 sein heutiges Erscheinungsbild erhalten hat. Besonders der barocke Umbau prägt die Ursulakapelle bis heute. In dieser Zeit erhielt sie ihren eingezogenen, dreiseitig geschlossenen Ostchor, den Dachreiter mit Zwiebelhelm und eine reiche Innenausstattung. Über dem Schiff wurde eine hölzerne Tonne eingebaut und raumseitig bemalt. In den Medaillons zeigen sich – von einem dichten Akanthusdekor umgeben – Szenen der sieben Schmerzen Mariens, die durch Verse aus dem Ensmader Wallfahrtslied begleitet werden. Bemalte Holztonnengewölbe dieser Ausprägung, wenngleich hier deutlich kleiner als in Vergleichsbauten, sind nur selten erhalten und daher von hohem wissenschaftlichem und künstlerischem Interesse (Abb. 3). Im kreuzgratgewölbten Chorraum finden sich auf Putz gemalte barocke Deckenmedaillons mit Darstellungen aus der Ursula-Legende sowie an den Wänden historische Votivtafeln mit Dankeswor-

ten an die Gottesmutter Maria, die hl. Ursula, und die beiden Bauernheiligen Wendelin und Eulogius. An den Chorbogenwänden links und rechts sind in Freskomalerei die Figuren des hl. Benedikt und der hl. Scholastika erhalten. Der Hochaltar wurde 1703 errichtet, wobei dessen zentrale Holzskulptur, eine *Pietà*, sicher erheblich älter ist (Abb. 2). Jede Bauphase – von der gotischen Grundgestalt bis zu den barocken Veränderungen – hat Spuren hinterlassen, die die Kapelle zu einem lebendigen Geschichtsbuch aus Stein und Holz machen.

### Ein barockes Holz-Tonnengewölbe

Das Dachtragwerk der Kapelle Ensmad ist ein Stück Zimmererhandwerkskunst. Über dem rechteckigen Kirchenschiff spannt sich ein Holz-Tonnengewölbe, integriert und getragen von einem in fünf Hauptbindern als liegender Stuhl abgezimmerten Dachwerk (Abb. 4). Die ursprünglich durchlaufenden Zerrbalken wurden mit Einbau der hölzernen Tonne gekappt, wobei die heutigen Stichbalken den Sparren und Stuhlsäulen bzw. der Stuhlschwelle noch immer als Auflager dienen. Gleichzeitig wurden unterhalb der Stuhlsäulen bogenförmige Träger (Druckstreben) ein-

1 Ansicht der Kapelle von Südwesten.



2 Ansicht des Altars im kreuzgratgewölbten Chor.

3 Untersicht der bemalten Holztonne im Schiff der Kapelle.



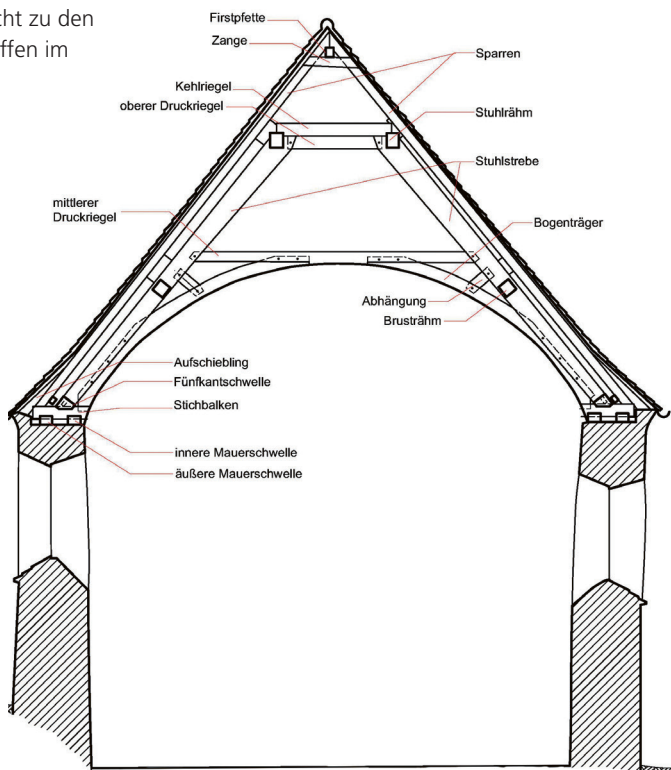
gebaut. Diese verbinden in Querrichtung die jeweilige Stuhlsäule mit dem Kehlriegel. Im Bereich der Mittelfette finden sich zudem noch kleine Abstandhalter zwischen Druckstrebe und Stuhlsäule. Unterseitig sind an den bogenförmigen Trägern die Bretter der Holztonne, die von innen mit Malereien geschmückt sind, angenagelt. Das komplexe System trägt also sowohl die Dachlasten als auch das hölzerne Gewölbe.

### Historische Einordnung der hölzernen Tonne

Bogenförmige Holzdächer oder auch die bogenförmige Überwölbung eines Raumes mit Holz wurden ursprünglich mithilfe von gekrümmt gewachsenen Hölzern realisiert. Mit dem Beginn der Gotik Mitte des 12. Jahrhunderts und der Entwicklung von neuen Holzverbindungen konnten auch gerade Hölzer zu gebogenen Konstruktionen zusammengesetzt werden. Eine der ältesten in Deutschland bekannten gewölbten Konstruktionen ist im Marienmünster in Mittelzell auf der Insel Reichenau erhalten. Die gedrungene Tonne ist dort in das Kehlbalkendach integriert und stammt aus dem 13. Jahrhundert.

Mit Beginn des Barocks bekamen Holztonnenkonstruktionen eine größere Bedeutung. Einerseits galt es, dem Repräsentationsstreben von Adel und Kirche mittels zentral betonter Räume oder auch durch imposante und weithin sichtbare Kuppeln Ausdruck zu verleihen, andererseits war die Bautechnik der Zimmerer weiter fortgeschritten, sodass gewölbte Konstruktionen mittlerweile einfacher herzustellen waren. Letztere wurden so auch in kleineren Dorfkirchen und Kapellen, wie der in Ensmad, verwendet. Oft lag dem Umbau der Wunsch nach einer Barockisierung des Innenraums zugrunde, wodurch bereits vorhandene Dachwerke verändert werden mussten. Zumeist galt es, die Zerrbalken zu durchtrennen und einzukürzen. So auch in Ensmad, wo bogenförmige Träger zum Einsatz kamen, die mit dem aufgehenden Dachwerk verbunden wurden. Unterseitig konnte an die bogenförmigen Träger eine Bretterschalung angebracht werden, die oft

4 Übersicht zu den Fachbegriffen im Holzbau.



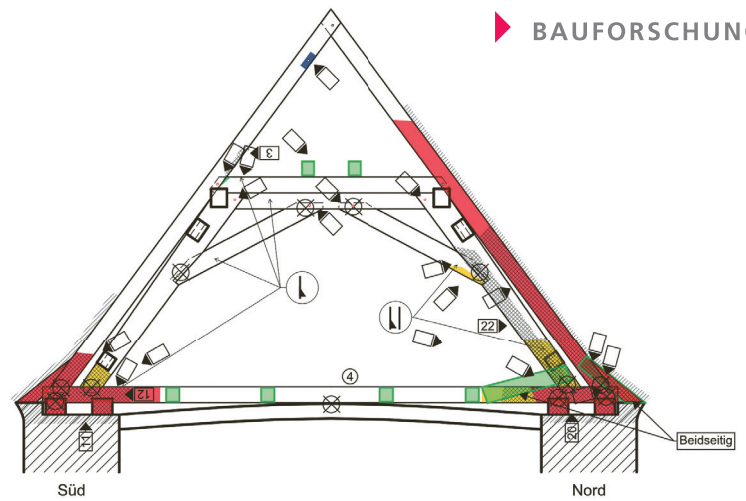
innenraumseitig eine Bemalung erhielt oder auch mit Stuck verziert war. Dieser Eingriff in die Konstruktion führte nicht selten zu einer Schwächung des Tragwerks und damit verbundenen Folgeschäden.

### Millimetergenaue Präzision – Bauaufnahme und Schadenskartierung

Im Zuge der genaueren Bestandsuntersuchung an der Wallfahrtskapelle Ensmad wurde ein verformungsgerechtes Aufmaß erstellt. Dieses dient einerseits der Dokumentation des Bestands sowie dem Verständnis der vorhandenen Tragwerksstrukturen. Zugleich war es Grundlage für eine Schadenskartierung. Außerdem sind die erstellten Pläne auch künftig nutzbar.

Ausgangspunkt der Untersuchung war ein 3D-Laserscan, der das gesamte Gebäude bis ins kleinste Detail erfasste (Abb. 6). Millionen von Messpunkten fügen sich dabei zu einem digitalen Abbild zusammen, aus dem Grundrisse, Schnitte und Ansichten in hoher Genauigkeit abgeleitet werden können. Diese Daten ermöglichen nicht nur eine präzise statische Analyse, sondern dienen auch als dauerhaftes Archiv für künftige Generationen.

Parallel dazu wurden die Schäden am hölzernen Dachtragwerk und in den angrenzenden Bereichen kartiert (Abb. 5). Risse im Mauerwerk, Hin-



Farbe	Erläuterung	Symbol	Erläuterung
Rot	Holzbauteil massiv geschädigt	○/○	Holznagel / geschädigter Holznagel
Gelb	Holzbauteil teilweise geschädigt	●/●	Nagel / geschädigter Nagel
Blau	Fehlende Holzbauteile / reduzierter Querschnitt	+ / +	Schraube / geschädigte Schraube
Grün	Ergänzte Bauteile	⊗	Abbildzeichen
Grün	Ergänzte Bauteile	⊗	Holzquerschnitt
Grün	Ergänzte Bauteile	⊗	Nicht kraftschlüssige Verbindung
⊗	Befallsbereich von holzerstörenden Pilzen	#	Foto-Nr. (Nummer, Standort und Blickrichtung)
///	Massive Feuchtigkeit		

weise auf Insekten- und Pilzbefall am Holz, schadhafte Verbindungsmittel und verformte Bauteile wurden direkt vor Ort dokumentiert und dann in den digitalen Plänen dokumentiert. Ergänzend entstanden zahlreiche Detailfotos, anhand derer die Befunde langfristig eingeordnet und verortet werden können. Diese systematische Erfassung war die Grundlage für alle weiteren Auseinandersetzungen mit dem Objekt, einschließlich einer statischen Nachrechnung und der Entwicklung eines denkmalgerechten Instandsetzungskonzeptes.

Die historische Holzkonstruktion zeigt an mehreren Stellen einen deutlichen Pilzbefall, vor allem im Chorbereich, bedingt durch eindringende Feuchtigkeit (Abb. 7). Die Holzquerschnitte sind dort an einigen Stellen bereits stark geschwächt oder auch komplett zerstört. Gravierender sind jedoch die statischen Probleme im Dachwerk über dem Schiff und in den Längswänden des Kirchenschiffs. Die Durchtrennung der Zerrbalkenlage beim Einbau der hölzernen Tonne hat dazu geführt, dass sich die Mauerkronen bis heute um über 20 cm seitlich auseinander bewegt haben (Abb. 8). Hier fehlt die maßgebliche Verbindung, um horizontale Lasten aus dem Dach kurzzuschließen. Die Schiefstellung der Wände setzt das Dachtragwerk unter Spannung, erkennbar an zahlreichen verformten, nicht mehr kraftschlüssigen Verbindungspunkten und gebrochenen Holznägeln. Ohne Gegenmaßnahmen droht die Konstruktion auf lange Sicht ihre Tragfähigkeit zu verlieren.

5 Auszug aus der Schadenskartierung.



6 3D-Scanner im Einsatz.

## Projektpartner

- Hochschule für Technik Stuttgart (Fakultät Bauingenieurwesen, Bauphysik und Wirtschaft; Fakultät Vermessung, Informatik und Mathematik).
- Gemeindeverwaltung Langenenslingen, Hauptstraße 71, 88515 Langenenslingen mit Bürgermeister Andreas Schneider.

## Literatur

Landesamt für Denkmalpflege im RP Stuttgart (Hg.): Vorindustrieller Holzbau. Terminologie und Systematik für Südwestdeutschland und die deutschsprachige Schweiz. Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung. Sonderband, 2. überarbeitete Auflage, Heidelberg 2022.

Landesamt für Denkmalpflege im RP Stuttgart: Leitfaden zur Dokumentation im konstruktiven Holzbau, Esslingen 2020.

Ortsverwaltung Ittenhausen und Kirchengemeinde Dürrenwaldstetten: Wallfahrtskapelle Ensmad, Bd.7, Riedlingen 2015.

Stefan Holzer: Statische Beurteilung historischer Tragwerke, Berlin 2015.

Klaus Erler: Kuppeln und Bogendächer aus Holz, Stuttgart 2013.

Günther Eckstein und Johannes Gromer: Empfehlung für Bauaufnahmen – Genauigkeitsstufen, Planinhalte, Raumbuch, Kalkulationsrahmen, 2. erweiterte Auflage, Stuttgart 1990.

Anton Nägele: Archiv für christliche Kunst, Stuttgart, Aktien-Gesellschaft Deutsches Volksblatt, 1917 (erste „modernere“ Dokumentation).

Arsenius Sulger: Annales Imperialis Monasterii Zwifaltensis, Vidux, Augustae Vindelicorum, 1698. (Aufzeichnungen aus dem Kloster).

## Glossar

**Mittelpfette** Firstparallel verlaufendes Bauteil, welches die Lasten aus den Sparren abträgt.

**Kehlbalken** Horizontal zwischen den beiden Sparren eines Gespärres eingespanntes geschossunterteilendes Holz.

**Scherenstreben** In der Ebene eines Sparrenpaares liegende diagonal von einem Fußpunkt nach oben auf die gegenüberliegende Seite verlaufende Bauteile. Sie verhindern eine horizontale Verschiebung der Fußpunkte.

**Stichbalken** Horizontales Bauteil in Ebene eines Sparrenpaares. Die Stichbalken sitzen am Fußpunkt der Sparren, stützen die Stuhlsäulen und enden hier nicht in einem Wechsel, sondern kragen in den Raum hinein.

**Zerrbalken oder auch Zugbalken** Horizontaler Balken, der die beiden Fußpunkte über die gesamte Dachbreite miteinander verbindet und eine horizontale Verschiebung verhindert.

## Abbildungsnachweis

1-9 Daniel Bayha

**7** Stark durch Feuchtigkeit geschädigter Bereich im Dachwerk über dem Chor.

**8** Am Geländer der Galerie sichtbare Verformung der Außenwand.

## Varianten für die Instandsetzung

Auf Grundlage der Befunde wurden mehrere Sanierungsvarianten entwickelt, die sowohl die statischen Erfordernisse als auch denkmalpflegerische Vorgaben berücksichtigen (Abb. 9). Unter der Voraussetzung, dass vorhandene Schäden im Dachwerk repariert werden und die Verformungen der Mauerkronen erhalten bleiben, wurden drei mögliche Instandsetzungsvarianten detaillierter diskutiert: der Einbau eines

umlaufenden Mauerwerksgürtels, die Ergänzung von zusätzlichen Scherenstreben im Dachwerk und die Nachrüstung eines durchgehenden Zugbandes auf Traufebene. Insgesamt handelt es sich um erste Vorüberlegungen, die noch einmal zu überprüfen und im Rahmen einer tatsächlichen Instandsetzungsplanung detaillierter auszuarbeiten sind.

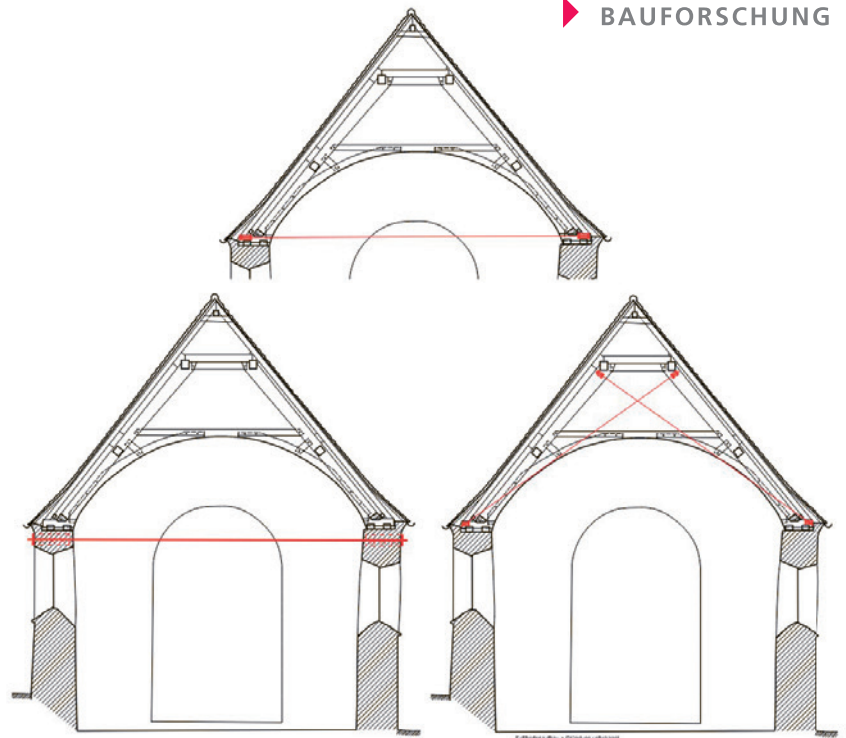
Ein Mauerwerksgürtel auf Höhe des Wandkopfes aus Stahl könnte die gesamte Mauerwerkskrone von außen umschließen, um so die horizontalen Kräfte aus dem Dach und dem Holz-Tonnengewölbe aufzunehmen. Für den Kurzschluss der horizontalen Kräfte im Gürtel müsste mindestens ein Anker mittig durch das Mauerwerk und Schiff geführt werden, zudem wären in regelmäßigen Abständen Befestigungen in der Mauerkrone notwendig und damit verbunden käme es zu einem gewissen Substanzverlust im historischen Mauerwerk. Hinzu kommt eine sichtbare Veränderung des äußeren und inneren Erscheinungsbildes. Scherenstreben sind ebenfalls eine durchaus übliche Verstärkungs konstruktion in historischen



Dächern. Dabei werden Stahlzugglieder an den bestehenden Fußpunkten verankert und innerhalb der Dachkonstruktion schräg nach oben an die gegenüberliegende Stuhlsäule geführt. Die horizontalen Kräfte aus dem Gewölbeschub werden somit in das Dachtragwerk zurückgehängt. Allerdings ist die statische Wirksamkeit der Scherenstreben begrenzt, da die Lasten nicht direkt abgeführt werden können. Vorteil dieser Variante ist das nahezu unveränderte Erscheinungsbild außen und auch im Kirchenschiff, da die Verstärkungsmaßnahme nur vom Dachraum aus sichtbar wäre.

Mit einem Zugband auf Ebene der Zerrbalken als dritter Variante könnten die horizontalen Kräfte direkt miteinander kurzgeschlossen werden. Hierbei werden die gegenüberliegenden Fußpunkte der Dach- und Gewölbe konstruktion mit einem Stahlzugglied verbunden. Im Grunde wird damit der Lastfluss in Anlehnung an die im Barock zurückgeschnittenen Zerrbalken wiederhergestellt. Das bedeutet jedoch, dass die hölzerne Tonnenkonstruktion mehrfach durchstoßen werden müsste, wobei sich die Größe der Öffnung aus der Dimensionierung des stählernen Zugbandes ergibt. Während diese Maßnahme von außen zwar nicht sichtbar wäre, würde sich das innere Erscheinungsbild im Kirchenschiff verändern, da die Stahlzugglieder unterhalb der hölzernen Tonne sichtbar wären. Die „schwebende“ Wirkung der Holztonne wäre damit eingeschränkt.

Für den Vergleich der Instandsetzungsvarianten wurden die Vor- und Nachteile einander gegenübergestellt. Maßgebliche Bewertungskriterien waren dabei die Reversibilität der Konstruktion, die Auswirkung auf das Erscheinungsbild, die Wirksamkeit in der Tragwirkung, der Erhalt der vorhandenen Bausubstanz und auch die möglichen Kosten. An dieser Stelle ist zu betonen, dass es sich bei der Ausarbeitung um eine studentische Arbeit handelt. Bei einer künftigen Instandsetzung der Kapelle bleibt nicht nur zu prüfen, inwieweit die der Ausarbeitung zugrundeliegenden Randbedingungen noch vorhanden sind. Idealerweise erfolgt zudem die Bewertung der Vergleichsaspekte als Abwägungsprozess mit allen Beteiligten (Bauherr, Nutzer, Denkmalpflege, Tragwerksplaner und ausführende Gewerke) erneut und darauf abgestimmt wird dann die ei-



gentliche Ausführungsplanung im Sinne einer Genehmigungsplanung durch ein versiertes Tragwerksplanungs- oder auch Architekturbüro erarbeitet.

9 Schematische Übersicht der Instandsetzungsvarianten.

### Ausblick: Bewahren und Erleben

Die Arbeit an der Kapelle Ensmad zeigt exemplarisch, wie technische Präzision und denkmalpflegerische Verantwortung zusammenfinden können. Die Recherche vorhandener Informationen zum Gebäude und dessen Baugeschichte, handwerkliches und ingenieurtechnisches Wissen sowie der Einsatz moderner Vermessungstechnik bilden die Grundlage für die aufgezeigten Instandsetzungsvarianten, die den Charakter des Ortes respektieren und seine Zukunft sichern könnten. Grundsätzliche Voraussetzung für alle Varianten bleibt eine regelmäßige Wartung und Pflege der Kapelle. Kurzfristig empfiehlt sich die Reparatur der Dachundichtigkeiten, um das Eindringen von zusätzlicher Feuchtigkeit zu verhindern und das Holztragwerk zu erhalten. Darüber hinaus sollte die Verformung der Wände kontinuierlich beobachtet werden. Beides sind notwendige Voraussetzungen, um neue Schäden frühzeitig zu erkennen oder im besten Fall zu verhindern. Langfristig kann die hölzerne Tonne so nicht nur erhalten, sondern auch dauerhaft in ihrer ganzen Pracht erlebbar bleiben. Vielleicht wird dann auch in 100 Jahren jemand unter dem bemalten Himmel der Kapelle stehen, um den alten Chronisten zu zitieren: „Kaum ein weltverloreneres Plätzchen wüßte ich im Schwabenland zu finden ...“ – und sich dem Zauber dieses besonderen Ortes anvertrauen. ◀

# Bodendenkmale aus römischer Zeit unter dem Pflug

## Archäologische Untersuchungen bei Emerkingen (Alb-Donau-Kreis)

Doris Schmid

Nordwestlich von Emerkingen im Alb-Donau-Kreis liegt ein zum sogenannten Donaulimes gehörendes Kastell mit Zivilsiedlung, dem *vicus*. Zwei Kilometer weiter südlich befindet sich eine *villa rustica* oder Gutsanlage und südwestlich von dieser eine Töpferei. Direkt an einer der beiden Trassen der Donausüdstraße gelegen, verfügten alle genannten Fundplätze damals über eine exzellente Straßenanbindung. Alle Denkmale sind bis heute nicht überbaut, sie teilen jedoch das Schicksal unzähliger anderer Bodendenkmale, die durch intensive Landwirtschaft schleichend bedroht werden. Das Kastell ist aktuell auch durch Kiesabbau gestört. Um die bislang unbekannt GröÙen der einzelnen Siedlungsbereiche zu ermitteln und die Erhaltung der Denkmalsubstanz zu überprüfen, fanden in den Jahren 2022 und 2023 geomagnetische Prospektionen und 2024 und 2025 kleinräumige Ausgrabungen statt.

### Forschungsgeschichte des Kastells mit *vicus*

Unweit der heutigen Gemarkungsgrenze zu Munderkingen ist das Kastell mit *vicus* seit dem 19. Jahrhundert bekannt, jedoch kaum erforscht. Erste Ausgrabungen 1913 durch Georg Friedrich Wilhelm Burkhardt lieÙen die Funktion des Kastells als Teil der Anlagen zur Sicherung der Donaugrenze um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. erkennen (Abb. 2). Danach folgten kleinere Maßnahmen in den Jahren 1934 und 1949. Erst durch Befliegungen ab Ende der 1950er Jahre

zeichneten sich durch überschneidende Bewuchsmerkmale Anhaltspunkte für eine mehrphasige Bebauung ab. Es ergab sich das Bild eines Kohortenkastells, an das im Norden und Westen beidseitig der nördlichen Trasse der Donausüdstraße die Zivilsiedlung grenzte. 1982 mündete die geplante Erweiterung einer Kiesgrube im Osten des Komplexes in eine Rettungsgrabung, die neben einer vorgeschichtlichen Siedlung auch den Randbereich des römischen *vicus* mit zwei Töpfereien erfasste. Auf Luftbildern trat im westlichen *vicus*-Bereich ein aus zwei ineinander liegenden



rechteckigen Mauergrundrissen bestehendes Gebäude in Erscheinung, das 1995 wegen starker Gefährdung ausgegraben wurde.

### **villa rustica und Töpferei**

Während die Entdeckung der *villa* um 1860 den damals schon ausgepflügten Mauerresten zu verdanken ist, machten im gleichen Zeitraum Rodungsarbeiten einer Waldfläche auf die Töpferei aufmerksam. In der Folge wurden bis 1910 sechs Töpferöfen ausgegraben; 1983 bis 1984 untersuchte das damalige Landesdenkmalamt weitere fünf Öfen. Die Gesamtgröße des Areals und die Anzahl der Öfen war zu diesem Zeitpunkt noch völlig unklar.

Durch den schnell wachsenden Einsatz von Maschinen wurden der Denkmalpflege immer wieder Ackerfunde von Landwirten und ehrenamtlichen Mitarbeitern gemeldet. Anfang der 1980er Jahre war die Menge der Oberflächenfunde so alarmierend, dass im Bereich der Töpferei einige stark gefährdete Brennöfen ausgegraben und in der *villa* Flächen zu einer leider nur befristeten Grünlandnutzung umgewandelt wurden. Nach dem wieder aufgenommenen Umbruch der Felder lenkten weitere Lesefunde den Blick erneut

auf diesen Fundplatz und mahnten den offensichtlichen Verlust an Denkmalsubstanz an.

Trotz kleinerer Ausgrabungen ist das Wissen um das Kastell, den *vicus* und auch die *villa* bis heute sehr beschränkt. Im Wesentlichen lassen hauptsächlich Luftbilder Einblicke in konkrete Baustrukturen zu. Eine erste umfassende Vorlage der *villa rustica* erschien 2010 im Rahmen einer Arbeit zur ländlichen Besiedlung Oberschwabens. Marcus Meyer konnte – von den bislang nur ungenügend zu verortenden kleineren Grabungen und Beobachtungen abgesehen – mittels Feldbegehungen und durch Entzerrung von Luftbildern einzelne Gebäude der *villa* erstmals genau lokalisieren.

### **Geomagnetische Messungen**

Um die Größe der Gesamtanlage und die Lage einzelner Baustrukturen zu verankern, beauftragte das Landesamt für Denkmalpflege 2022 eine Firma, den nördlichen und zentralen Bereich der *villa* geomagnetisch zu prospektieren. Diese Arbeiten wurden 2023 nach Süden und Südwesten bis zur Töpferei fortgesetzt.

Im Magnetogramm bestätigten sich die fünf bereits auf Luftbildern zu erkennenden Häuser sowie das vielleicht als Bad zu interpretierende Ge-

1 Freigelegter Töpferofen der Ausgrabung 2024 und 2025; Blick nach Norden.

## Literatur

Doris Schmid: Feldarchäologie in einer *villa rustica* und Töpferei bei Emerkingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2023, 2024, S. 184–188.  
Marcus Meyer: Die ländliche Besiedlung von Oberschwaben zur Römerzeit, in: Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 85, 2010, Band 1, S. 59–60 und Band 2, S. 146–158.  
Günther Wieland: Das Donaukastell Emerkingen und sein Umland, in: Römer an Donau und Iller, 1996, S. 23–29.  
Jörg Heiligmann: Archäologische Untersuchungen einer römischen Töpferei bei Emerkingen, Alb-Donau-Kreis, in: Archäologische

Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1984, 1985, S. 92–94.  
Jörg Heiligmann: Archäologische Untersuchungen im Randbereich des römischen Vicus von Emerkingen, Alb-Donau-Kreis, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1982, 1983, S. 100–101.

## Glossar

**Kohortenkastell** Das römische Militärlager (lateinisch *castrum*), das Kastell, gehörte fest zum römischen Heerwesen. Es war Ausgangspunkt für militärische Operationen und demonstrierte die Präsenz Roms in neu besetzten Gebieten. Die Größe der Anlagen, in denen Garnisonen untergebracht

waren, richtete sich nach den jeweiligen Erfordernissen. Die Lager besaßen ein stark vereinheitlichtes Aufbauschema, das in diversen zeitgenössischen Schriften ausführlich beschrieben ist. Obwohl die Gesamtausdehnung des Kastells von Emerkingen noch nicht gesichert ist, dürfte hier eine etwa 500 Mann starke Kohorte stationiert gewesen sein.

**Grubbern** Ein Verfahren zur Bodenlockerung ohne Bodenschichten umzudrehen.

## Abbildungsnachweis

**1** RPS-LAD, Klaus-Dieter Dollhopf; **2** RPS-LAD, ADAB-Kartenexport, überarbeitet von Klaus-Dieter Dollhopf; **3** Firma Terrana, Mössingen/ Arno Patzelt, überarbeitet von Klaus-Dieter Dollhopf

**2** Lageplan der römischen Bodendenkmale bei Emerkingen. Überarbeiteter Kartenexport aus der ADAB, der Denkmal-Datenbank des RPS-LAD.

bäude Nr.3 und das Hauptgebäude Nr.1 im Bereich der *villa* (Abb. 3). Alle anderen Gebäudegrundrisse zeigten sich – von einigen Schutthügeln als Indiz für ihre Existenz abgesehen – erstmals durch die geomagnetischen Messungen. Mit insgesamt 13 Gebäuden dürfte die Ansiedlung nun weitgehend vollständig erfasst sein. Eine Umfassungsmauer scheint es – wie in Oberschwaben nicht unüblich – nicht gegeben zu haben. Sowohl innerhalb als auch im näheren Umkreis außerhalb der Bebauung sind starke Anomalien erkennbar, die als Öfen unterschiedlicher Funktion zu deuten sind und in den meisten Fällen auf handwerkliche Tätigkeiten zurück-

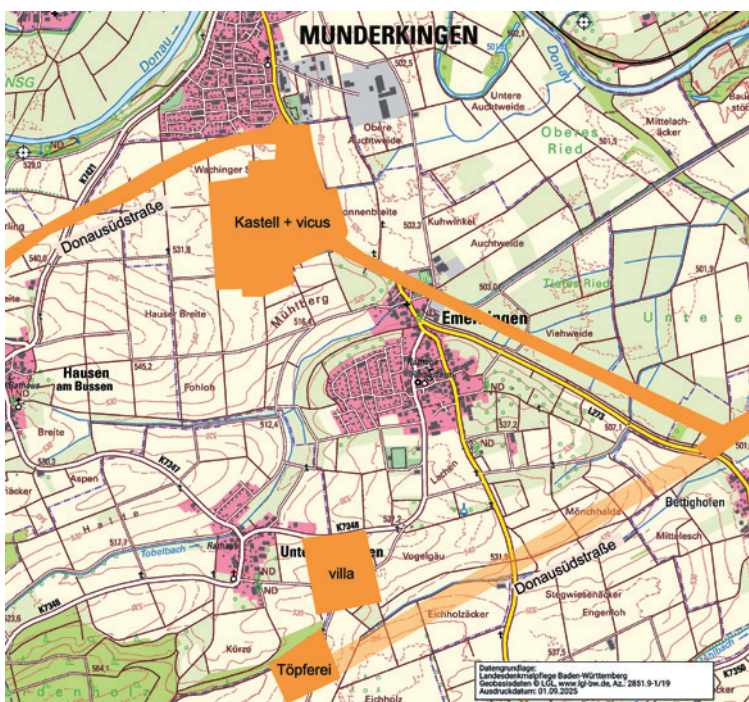
zuführen sein dürften. Dies wirft die Frage nach dem wirtschaftlichen Standbein der *villa* auf, die vermutlich als landwirtschaftliches Gehöft (*rustica*) gegründet worden war und sich erst im Laufe der Zeit möglicherweise zu einer Handwerker-siedlung entwickelt hatte. Die Konzentration von Strukturen im Südosten stammt von einer mittelalterlichen Ziegelei. Eine Nutzung dieses Areals bereits in römischer Zeit ist bislang nicht nachgewiesen.

Im Areal der Töpferei ergaben die 2023 durchgeführten Messungen circa 20 weitere Öfen, wobei sich einige bereits durch ihre spezifische Form als Töpferöfen zu erkennen gaben. Mit diesen überschneiden sich auch einige lineare und punktuelle Strukturen, bei denen es sich um Teile einer älteren Bebauung handelt.

Darüber hinaus zeichnen sich in West-Ost-Richtung zwei parallel verlaufende Gräben ab, die sehr wahrscheinlich den Verlauf der südlichen Strecke der Donausüdstraße wiedergeben (Abb. 3). Auch die Distanz der beiden Gräben von circa 12–15 m entspräche ungefähr der 1891 einige Kilometer weiter östlich dokumentierten Breite der Straßentrasse. Dabei fällt auf, dass sowohl die Öfen als auch die Bebauungsreste bis an die Gräben reichen und auch den Straßenbereich überlagern. Auch südlich der Straße sind vereinzelt Befunde erkennbar. Die schon beobachtete Mehrphasigkeit von Befunden scheint sich also auch in Bezug auf die Straßenführung abzuzeichnen.

## Ausgrabungen in der *villa* und in der Töpferei

Neben den genannten Maßnahmen zur Ermittlung der Ausmaße von *villa* und Töpferei durch



geomagnetische Messungen öffnete das Landesamt für Denkmalpflege 2023 eine Fläche in der *villa*, um die Erhaltungsbedingungen zu überprüfen. Hierzu wurde die circa 8 x 10 m große südwestliche Ecke eines an einem nach Norden geneigten Hang liegenden Hauses (Abb. 3, Haus 2), insgesamt rund ein Viertel des Gebäudes, geöffnet. Nach Aussage der Funde war das Haus noch in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts errichtet und hierfür das Gelände eingeebnet worden. Die nördliche Außenmauer, die hangabwärts lag und tiefere und auch breitere Fundamente besaß, war lediglich im Fundamentbereich erhalten, vom Nutzungshorizont waren nur noch geringe Reste vorhanden. Letzterer legt eine handwerkliche Nutzung nahe. Darunterliegende bzw. vom Mauerfundament geschnittene Gräbchen und Pfostengruben sind einer älteren Phase zuzurechnen. Auch innerhalb der Töpferei fanden 2024 und 2025 Untersuchungen zum Zustand der Öfen statt. Ausgehend von den Ausgrabungen von Jörg Heiligmann 1983 und 1984 wurde eine Grabungsfläche gewählt, die direkt an die Schnitte aus den 1980er Jahren angrenzt.

Bereits in einer Tiefe von circa 20 cm kam eine 1,5 m große kreisrunde Steinsetzung aus Wacken und Bruchsteinen zum Vorschein, die als Basis für die Lehmkuppel eines Töpferofens diente, in den oberen Bereichen aber bereits stark gestört war. Im Inneren des Kreises liegt die Feuerungsgrube mit stark angezeigelten, durch große Hitze rot verfärbten Wänden. Verfüllt war sie mit Teilen der nicht mehr erhaltenen Lehmkuppel und wahrscheinlich auch mit Teilen des Brennrosts. Fehlbrände und Ausschussware wurden in umliegenden Gruben entsorgt.

Der zweite ausgegrabene Ofen ist weniger hoch erhalten. Der zungenförmige Einschnitt der Feuerungsgrube diente hier zur Auflage des Brennrosts (Abb. 1). Die Gruben für beide Öfen waren in die Planierschicht eingegraben worden, sind also jünger als die Planierung. Unter dieser Schicht liegen die Pfostengruben und Gräbchen einer älteren Holzbebauung.

### Resümee

Zusammenfassend lässt sich in den jüngst untersuchten Teilflächen feststellen, dass sich innerhalb der letzten 40 Jahre die Erhaltung zwar ver-



schlechterte, jedoch nicht so gravierend wie eingangs befürchtet. Allerdings liegen die Grabungsflächen nicht auf den am meisten gefährdeten Höhenkuppen. Bestehend aus Kastell/Zivilsiedlung, Töpferei an einer Fernverkehrsstraße und einer *villa* birgt dieses Ensemble immer noch weitreichende wissenschaftliche Erkenntnisse zur Siedlungsstruktur, Siedlungsentwicklung, Keramikherstellung und zum Handel, die sich nur über weitere, großflächige Ausgrabungen vertiefen ließen. Dies ist bei der derzeitigen Personalsituation des Landesamts für Denkmalpflege jedoch nicht zu leisten.

Im Zuge der Grabungen, sowohl in der *villa*, als auch in der Töpferei, zeigte sich sehr deutlich, dass neben der Umwandlung in Grünland auch durch flacheres Pflügen oder Grubbern massive weitere Störungen verringert werden können. Erfreulicherweise scheint diese Methode inzwischen von immer mehr Landwirten, so auch in Emerkungen, angewendet zu werden. Dank des derzeitigen Bewirtschafters der Fläche beschränkt sich die aktuelle Pflugtiefe auf ungefähr 15 cm. Der Verlust an einer Überdeckung der Kulturdenkmale, besonders beim Anbau von Mais, wird aber in den kommenden Jahren durch prognostizierte zunehmende Starkregenfälle und die damit verbundene Erosion auf Ackerflächen aller Voraussicht nach verstärkt werden. Zum Schutz der Denkmale ist in erster Linie ein intensiver Dialog zwischen Eigentümern, Kommunen und Landwirtschaftsämtern notwendig. Bewirtschaftern werden umwelt- und bodenschonende Bewirtschaftungsarten vermittelt, aber auch die Möglichkeit einer Umwandlung der Flächen in Grünland oder zum Landtausch aufgezeigt. ◀

**3** Magnetogramm der geomagnetischen Prospektion 2022 und 2023 in der *villa* und der Töpferei.

# Von der technologischen Innovation zum spätmittelalterlichen Gewerbepark

## Sägemühlen, Lohmühlen und Rotgerbereien in mittelalterlichen Städten

Birgit Kulesa

**Säge- und Lohmühlen sowie Rotgerbereien bildeten für die Verarbeitung der Rohstoffe Holz und Rinde ab dem Spätmittelalter miteinander ein System und entsprechende Lieferketten. Für die aufeinander abgestimmten Arbeitsabläufe waren eine Zuliefermöglichkeit des Holzes, ein Lagerplatz sowie zugleich kurze Wege für die weiterverarbeitenden Betriebe notwendig. Alle Gewerbe brauchten am Standort einen Gewerbebach, um die Mühlen anzutreiben bzw. um das für den Gerbereiprozess benötigte Wasser zu liefern. In vielen Städten haben sich aus dem Zusammenwirken dieser Betriebe Standortmuster herausgebildet und sogenannte Gewerbeparks entwickelt, welche unter Umständen bis in das 20. Jahrhundert Bestand hatten.**

### **Sägemühlen, Waldwirtschaft und Gerbereien**

Wie diese Gewerbetopografie im Einzelnen entstanden ist und vor allem, in welche Zeit sie zurückreicht, ist von Fall zu Fall verschieden und lässt sich oft nur mit archäologischen Methoden erforschen, zumal schriftliche Überlieferungen meist nur für die jüngere Vergangenheit vorhanden sind. Die Erkenntnisse aus dem Kontext beider Quellengattungen wird für viele Städte in den Bearbeitungen der Archäologischen Stadtkataster thematisiert.

Vermutlich verbreitete sich die Sägemühltechnik aus Italien über Frankreich nach Südwestdeutschland. Die älteste in der Region belegte Sägemüh-

le ist 1298 in Freiburg im Breisgau nachgewiesen. Spätere Belege stammen von 1311 in Pfaffenweiler bei Villingen, 1313 in Selbach bei Gaggenau und 1314 in Peterzell bei Sankt Georgen im Schwarzwald. Damit zeigt sich für die Frühzeit eine Häufung in nadelwaldreichen Gebieten (Abb. 2).

Die technisch zunächst noch einfachen Sägen waren nur für die Verarbeitung von Nadelholz geeignet. Das Sägen von Hartholz oder astreichem Laubholz ist anspruchsvoller. So wird nachvollziehbar, dass die Ausbreitung der Technik zunächst an das Vorkommen von Fichten und Tannen geknüpft war. Auch die Flößerei hatte in der Anfangszeit noch keine Bedeutung. Sie spielte



dann aber vor allem im späten 14. und 15. Jahrhundert eine große Rolle für die Verbreitung der Sägemühltechnik.

In Schwäbisch Hall zum Beispiel ist eine Sägemühle erst 1495 erwähnt, nachdem dort die Flößerei eingeführt worden war. Optimale topografische Gegebenheiten waren an all jenen Orten vorhanden, wo Flößerei möglich war und die Sägemühle einen Standort in Fluss- und zugleich in Stadtnähe hatte.

Vor allem die schnell und gerade wachsenden Fichten waren für eine Verarbeitung in der Sägemühle geeignet. Mit Aufkommen der neuen Technik wurde in mehreren Regionen ab der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine gezielte Aufstockung der Wälder mit Fichten festgestellt, was sowohl durch Pollenanalysen als auch durch archaische Überlieferung nachweisbar ist. Untersucht wurde dies zum Beispiel im Schwäbisch-Fränkischen Wald sowie am nordöstlichen Rand des Schwarzwaldes, wo gleichzeitig mit dem Aufkommen neuer Sägemühlen eine Ausbreitung von Fichten festgestellt wurde.

Die technische Innovation war also einerseits an die naturräumlichen Gegebenheiten gebunden und hat andererseits durch gezielte Aufstockung

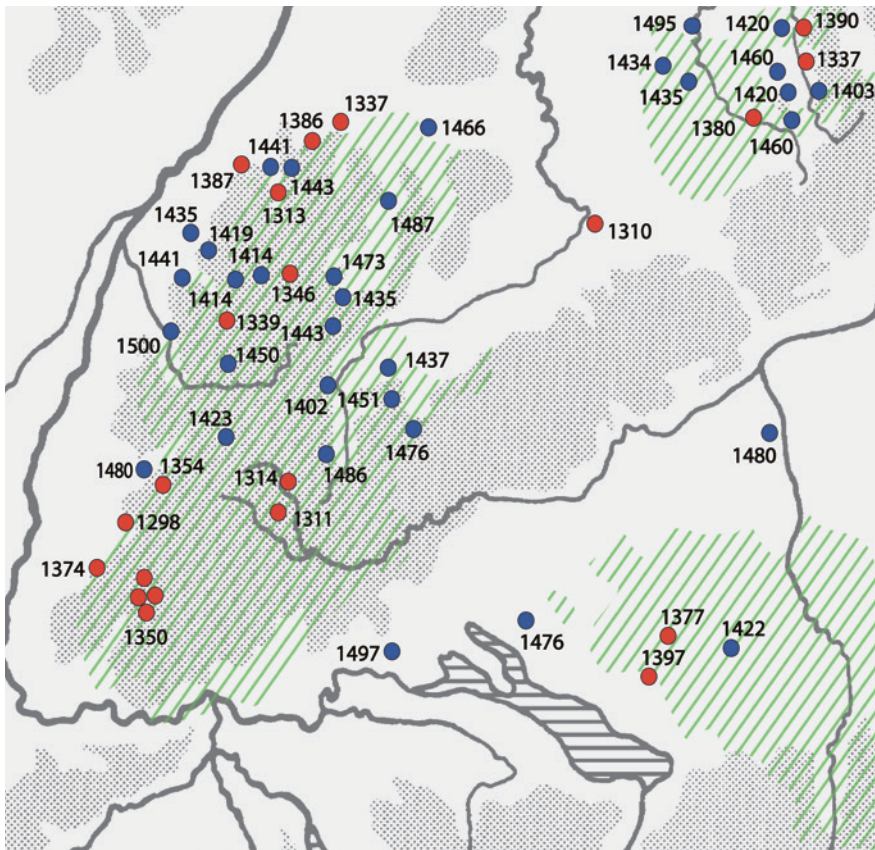
bestimmter Baumarten die Gestaltung des Naturraums beeinflusst.

Zur Lohe zermahlene Rinde diente seit dem Mittelalter zum Gerben und war ein wichtiges Handelsgut. Die Loh- oder Rotgerberei war lange vor Einführung der Mühlentechnik etabliert. Aus Baumrinde wurde die für dieses Gewerbe benötigte Gerberlohe gewonnen. Die sogenannten Löher ernteten die Rinden, bevor die Bäume gefällt wurden, oft in speziell angepflanzten Eichenschälwäldern.

Zur Verarbeitung der für die Lohgerberei benötigten Rinde dienten Lohmühlen. Nach einer ersten Zerkleinerung wurde sie dort gemahlen, wobei verschiedene Techniken zum Einsatz kamen. Die Lohstampfmühle war ein Pochwerk, sogenannte Glockenmühlen arbeiteten mit konischem Mühlstein.

Die Lohe diente dazu, die zuvor zum Enthaaren in Kalk eingelegten Tierhäute allmählich zu beizen. Für einen Zentner Leder wurden vier bis fünf Zentner Lohe benötigt, für Sohlenleder sogar acht Zentner. Demnach war für die Lohgerberei auch ein reicher Holzbestand Voraussetzung. Neben Eichenrinden wurden vor allem auch Fichtenrinden verwendet, denn diese sind sehr gerb-

1 Neckarflößerei in Tübingen. Der Ammerkanal mit den Mühlen und Gerbereien verläuft auf der anderen Seite hinter dem Schlossberg, Radierung von Johannes Pfister, um 1620.



**2** Ausdehnung natürlicher nadelholzreicher Vegetation (grün schraffiert) und Ersterwähnungen von Mühlen des 13., 14. (rot) und 15. Jahrhunderts (blau).

säurehaltig. Mit der massenhaften Verarbeitung von Fichten in den Sägemühlen, ergab sich für die Rotgerbereien eine neue, einfachere Bezugsquelle des benötigten Rohstoffs. In der Überlieferung erscheinen Lohmühlen zeitlich später als die Sägemühlen, und zwar in Südwestdeutschland ausschließlich in der Nachbarschaft städtischer Sägemühlen.

### Gewerbe in mittelalterlichen Städten: zunächst noch nicht vernetzt

Bei archäologischen Untersuchungen werden Relikte aller drei Gewerbe (Sägemühlen, Lohmühlen, Gerbereien) häufig dokumentiert, oft aber nur unabhängig voneinander. Während die Standorte der oft von Klöstern eingerichteten Sägemühlen noch an die Ressource Wald gebunden waren, hatte sich in mittelalterlichen Städten unabhängig von den Klöstern aufgrund der Nähe zu den Abnehmern ein Zusammenwirken mit der Lohgerberei herausgebildet. Oft zeigen noch die Urkatasterkarten des 19. Jahrhunderts den Standort der Lohmühlen, mitunter lagen sie direkt neben einer Sägemühle. Im Folgenden sollen anhand ausgewählter Beispiele aus verschiedenen Orten die Wechselwirkungen im Hinblick auf die Standorttopografie und Siedlungsentwicklung betrachtet werden.

In Kirchheim unter Teck lag das Gerberviertel westlich außerhalb der befestigten Altstadt an der Lauter und dem parallel verlaufenden Mühlkanal (Abb. 3). Schon 1310 wird die erste Säge-

mühle genannt und zählt damit zu den frühesten ihrer Art in Deutschland. Sie stellt dabei eine Ausnahme dar, denn in der Umgebung von Kirchheim war die Waldvegetation im Mittelalter durch Laubbäume geprägt. Weil das Aufsägen von Hartholz technisch erst später möglich wurde, ist davon auszugehen, dass es sich bei dem verarbeiteten Holz um importiertes aus Regionen handelte, wo Nadelhölzer verfügbar waren. Die Mühle lag relativ weit außerhalb des Kirchheimer Altstadt-kerns.

Topografisch lässt sich kein unmittelbarer Kontext zum Gerberviertel feststellen, tatsächlich lag die Säge sogar relativ weit entfernt. Offensichtlich hatte sich zum

Zeitpunkt, als die Sägemühle eingerichtet wurde, in Kirchheim noch kein Rohstoff-Symbiose-System etabliert. Die Kirchheimer Lohgerber dürften traditionell ausschließlich mit Eichenrinde gearbeitet haben.

Möglicherweise wurde die Säge um 1602 aufgegeben bzw. an einen anderen Standort verlegt, denn in den Quellen ist nur noch von „der alten Sägmühle“ die Rede. Offenbar war damals eine technisch verbesserte Gattersäge eingerichtet worden, mit der das Aufsägen von Eichen möglich war. So wurde an Kirchheimer Bauhölzern die Verwendung der Gattersäge für Eichenholz durch dendrochronologische Datierung für das Jahr 1604 nachgewiesen. 1823 war das alte Sägemühlgebäude von 1602 im Besitz eines Rotgerbers. Zu dessen Wohnhaus gehörte eine Gerberei nahe der Lohmühle.

Die in Kirchheim erst viel später eingerichtete Walk- und Lohmühle lag gegenüber der alten Sägemühle. Sie wird 1456 erstmals genannt. 1587 erscheint sie explizit als Lohmühle der Rotgerber. Damals war sie offenbar abgegangen, denn es heißt „jst vor Jarn uff disem Blatz Ein Lawmülin gestanden.“ Erst 1823 wird wieder eine neu aufgebaute Lohmühle erwähnt. Zuletzt wurde sie noch bis 1965 als Schleiferei genutzt und 1992 abgebrochen. In der Nähe der Mühlen hatten sich dann in der frühen Neuzeit einige Rotgerbereien angesiedelt. Bemerkenswert ist, dass diese an einer 1612 erwähnten „Ob der Seegmihlin angefangen“ Deichelleitung lagen.

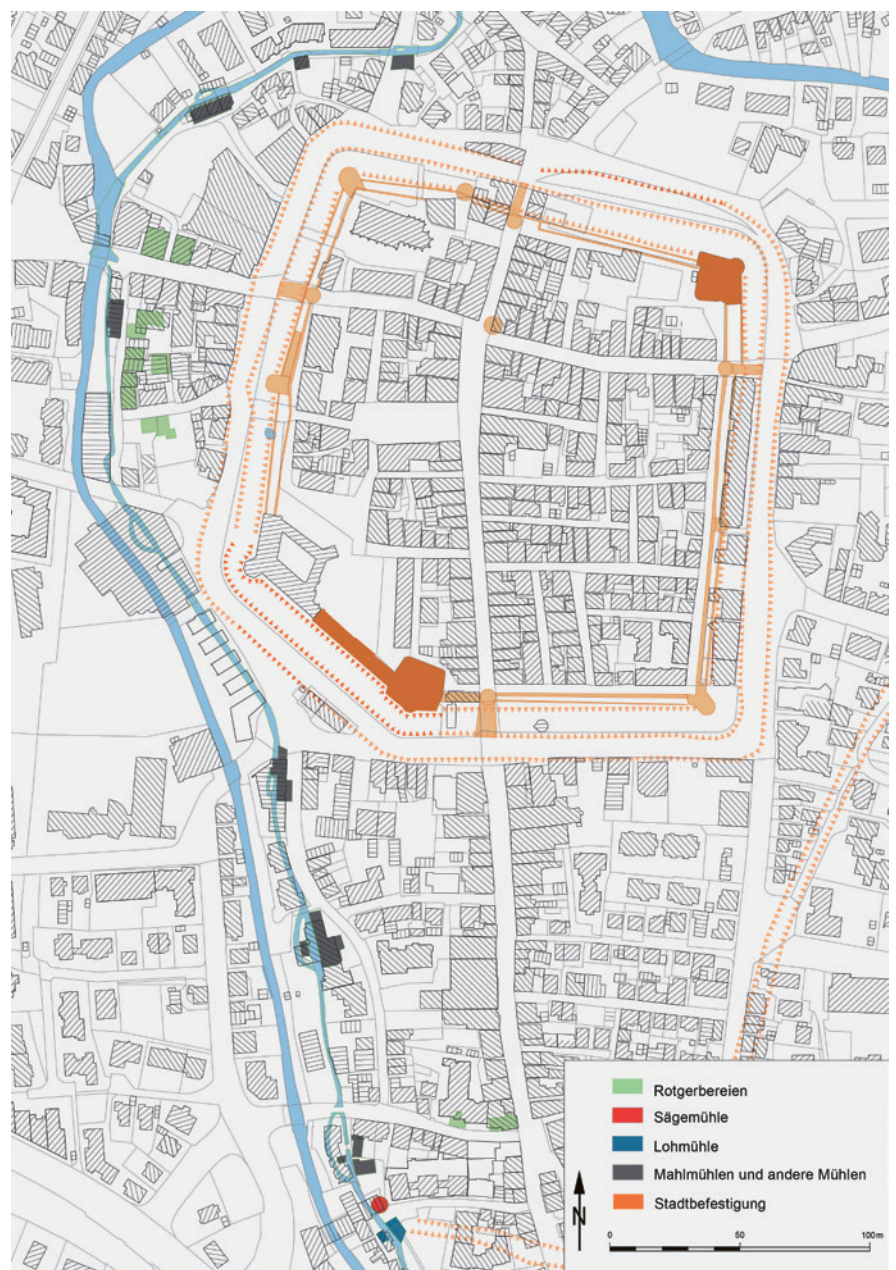
Der Standort der Kirchheimer Säge, ihre frühe Datierung sowie die Herkunft des Holzes, das hier gesägt wurde, werfen Fragen auf. In der Forschung wurde die Sägemühle von Hans Jänichen unter anderem deshalb als „Experiment“ oder „Irrtum“ einer noch innovativen Technik, mit der man keine Erfahrung hatte, eingeordnet. Betrachtet man aber für Kirchheim den historischen Hintergrund in der Zeit um 1300, so stellt sich eher die Frage, zu welchem Zweck eine Sägemühle gebraucht wurde. Im Zuge verschiedener Untersuchungen an anderen Orten ließ sich feststellen, dass Nadelhölzer mit erheblichem Aufwand auch auf dem Landweg antransportiert wurden, weil die langen, gerade gewachsenen Stämme als Bauholz für bestimmte Großbauten gebraucht wurden. Beispiele sind aus Reutlingen und Tübingen bekannt, wie das Tannenholz im Dachwerk der Klosterkirche Bebenhausen gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Im Schönbuch gab es keine Nadelhölzer im natürlichen Baumbestand.

Die junge Stadt Kirchheim befand sich in der Zeit um 1300 in einer Aufbauphase und ersten wirtschaftlichen Blütezeit. Es ist anzunehmen, dass damals mehr als nur ein herrschaftlicher Großbau entstand, wie beispielsweise das erste Rathausgebäude, das Spital und ein neuer größerer Kirchenbau. Die Martinskirche war als dreischiffige Basilika 1320 fast vollständig erneuert worden. Auffällig ist die zeitliche Nähe zur Ersterwähnung der Sägemühle. Denkbar ist, dass für den Kirchendachstuhl geeignetes Bauholz fehlte und dieses auf dem Landweg importiert wurde, was zeigt, dass man den Aufwand nicht gescheut hat, bestimmtes Holz heranzuschaffen. Demnach war dies bei Errichtung vieler Großbauten offenbar rentabel und der Bau einer Säge wäre unter diesem Aspekt nicht nur innovativ, sondern auch sinnvoll gewesen.

Der nützliche Nebeneffekt, dass aus der Rinde zugleich auch das Material für die Gerberlohe gewonnen und aufbereitet werden konnte, kam in Kirchheim erst

viel später zum Tragen. Zweifellos ist die Ansiedlung der Lohmühle in unmittelbarer Nachbarschaft zur Sägemühle kein Zufall. Sie wurde somit standortbestimmend für andere Gewerbe; bis hin zu den neuzeitlichen Rotgerbereien. Diese profitierten unmittelbar von den beiden benachbarten Mühlen. Der Standort wurde gewählt, obwohl Wasser über Deicheln dorthin geleitet werden musste.

**3** Kirchheim unter Teck, Lage der Mühlen und des Gerberviertels. Die Gerbereien westlich der Stadt dürften bis in spätmittelalterliche Zeit zurückgehen und bestanden bis ins 20. Jahrhundert.



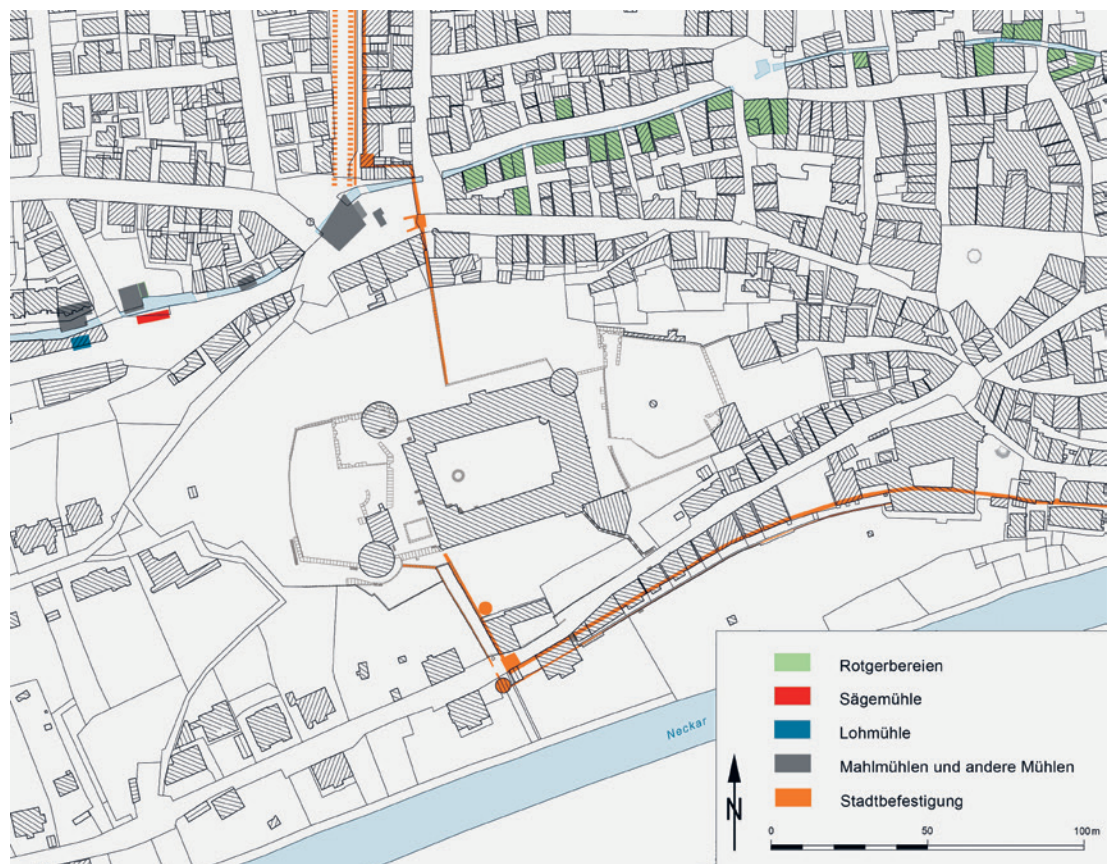
### Ein System entsteht – aber noch mit Mängeln

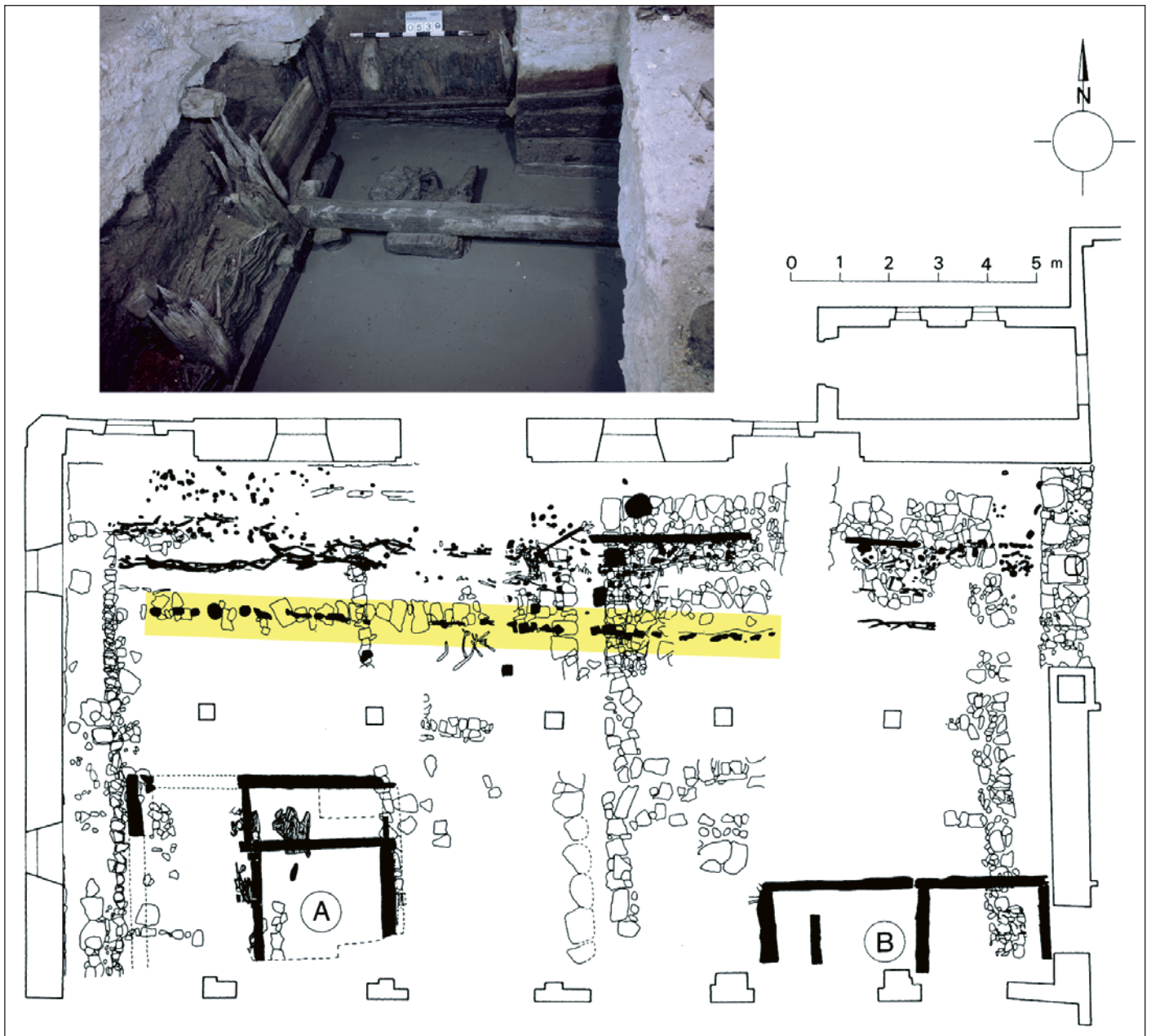
Während die organisatorische Verflechtung der Gewerbe in Kirchheim zunächst noch nicht herausgebildet war, gestalteten sich die Verhältnisse beispielsweise in Tübingen von Beginn an anders. Dort gehörte die zunächst städtische, am Ammerkanal gelegene Lohmühle später der Rotgerberzunft. Sie wird 1390 erstmals „Blumülin“ genannt. Wann die benachbarte Sägemühle eingerichtet wurde, ist nicht überliefert. Da die Lohmühlen üblicherweise später in den Quellen erscheinen, ist es zumindest wahrscheinlich, dass auch die Säge schon vor 1390 bestand, auch wenn sie erst 1540 direkt genannt wird. Sie lag gegenüber der Oberen Mühle, die 1356 erstmals belegt ist (Abb. 4).

Fraglich ist, woher die Säge- und Lohmühlen das Holz bezogen. In der Überlieferung wird explizit nur das für den Mühlenbau selbst benötigte Bauholz erwähnt. 1563 ist ein Schreiben der Leder-

gerber an den württembergischen Herzog überliefert. Demnach hätten sie länger als seit Menschengedenken das Recht gehabt, für Baumaßnahmen an der Lohmühle in den Bebenhäuser Wäldern das benötigte Holz zu schlagen. Im vorausgegangenen Sommer habe der Abt die Abfuhr des Holzes verweigert und dieses ins Kloster geführt, dadurch sei die Mühle inzwischen „dermassenn Jn [...] vnaw gerattenn, [dass sie derzeit] khain Law mer darJnnen machenn dergleichen auch vnnserr handtwerckh nitt mer treyben vnnd yeben khinden“. Bei dem Bauholz dürfte es sich also um Laubholz aus dem Schönbuch handeln, während das Nadelholz für die Säge wohl wie in Kirchheim auf dem Landweg herangeschafft worden war. Die Neckarflößerei ist in Tübingen erst für das 15. Jahrhundert belegt und erlebte vor allem mit einem Flößervertrag von 1476 und der Gründung der Universität einen deutlichen Aufschwung. Die Nutzung von Floßholz war in Tübingen auch deshalb schwierig,

4 Tübingen, Lage der Mühlen außerhalb der Stadt und der Rotgerbereien am Ammerkanal.



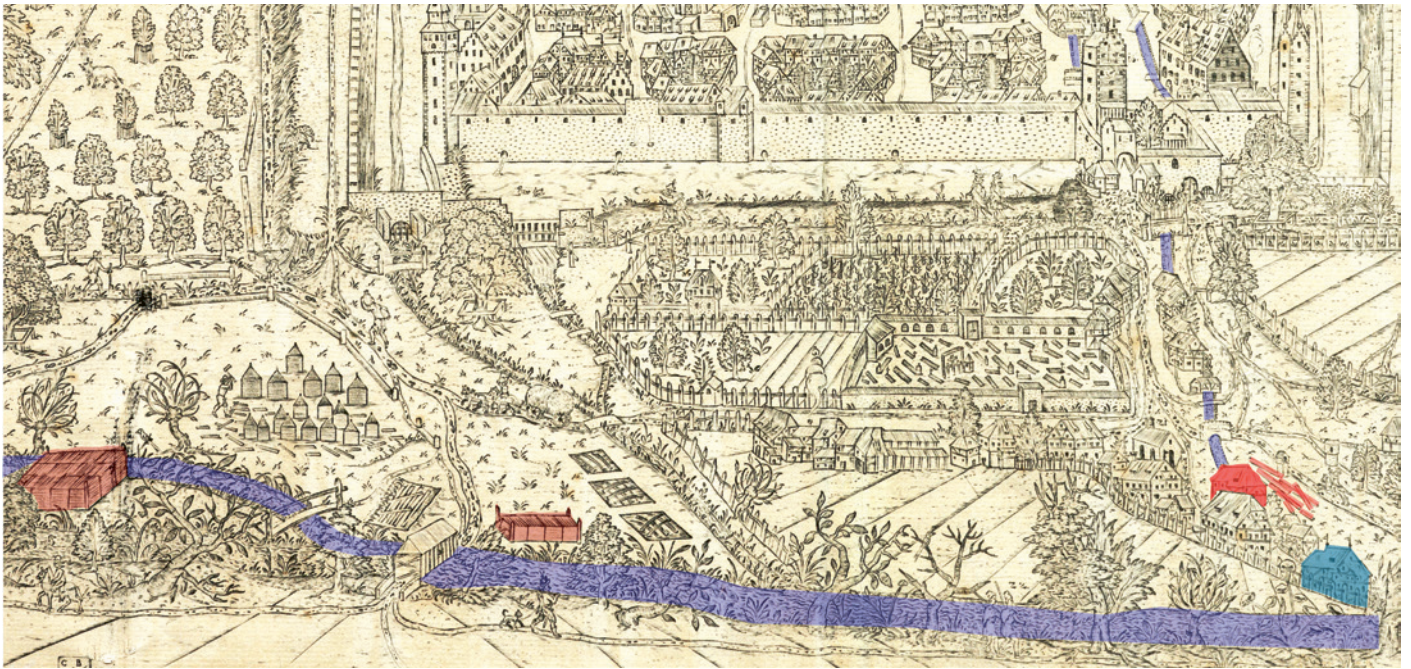


weil es keinen direkten Weg vom Neckar zu den Mühlen am Ammerkanal gab und der dazwischengelegene Schlossberg eine kaum zu überwindende Hürde bildete (Abb. 1). Für den Antransport von Nadelholz blieb also auch nach Einführung der Flößerei der aufwendige Landtransport die einzige Option.

Die zahlreichen Gerbereien lagen innerhalb der Tübinger Unterstadt unmittelbar hinter dem Haagtor (Abb. 4). Bemerkenswert ist, dass diese für die starke Wasserverschmutzung verantwortlichen Betriebe am Eintrittsbereich der Ammer in das Stadtgebiet lagen, was zur Folge hatte, dass das stinkende Abwasser das gesamte Stadtgebiet durchquerte. Dies lässt vermuten, dass die Gerbereistandorte schon länger bestanden und mög-

licherweise sogar in präurbane Zeit zurückgehen. Für diese Theorie spricht, dass die Anlage des Ammerkanals mit einem Pfosten-Faschinen-Geflecht schon in die Mitte des 12. Jahrhundert datiert ist. Entsprechende Befunde wurden bei den Ausgrabungen im Kornhaus dokumentiert (Abb. 5). Dort wurde ferner festgestellt, dass der Kanal bereits vor 1280 in Stein eingefasst wurde. Zwei Kastengruben, dendrochronologisch in die Jahre 1191 bzw. 1251 datiert, wurden als Lohgerbergruben interpretiert. Somit deutet sich an, dass die Lage der Säge- und Lohmühlen auf bereits bestehende Gerbereistandorte ausgerichtet war. Die Sägemühle wurde möglichst nah bei den Gerbereien eingerichtet und um eine Lohmühle ergänzt, die den Rotgerbern gehörte.

**5** Tübingen Kornhaus, Gesamtplan der Ausgrabungen, auf 1149 (dendrochronologisch) datierte Pfostenreihe (gelb), und hölzerne Kastengruben (A und B).



**6** Ravensburg. Außerhalb der Unterstadt am Ufer der Schussen (violett) befand sich ein Stapelplatz für Floßholz (braun). Südlich davon lag die mittelalterliche Vorstadt „Pfannenstiel“ mit der Säge- und Lohmühle (rot und blau), Stadtansicht, Conrad Boeckh 1616.

**7** Ravensburg, Lage der Mühlen außerhalb der Unterstadt und der Rotgerbereien an der heutigen Bachgasse.

### Systemoptimierung mit städtebaulichen Maßnahmen

Ökonomisch besser durchdacht und damit fortschrittlicher war die Situation in Ravensburg. Auf der Schussen wurde seit dem 13. Jahrhundert Holz aus dem Altdorfer Wald gefloßt. Die bis 1809 betriebene Flößerei war somit für die Stadt der einfachste Weg, das benötigte Holz schnell und in großer Menge zu beziehen. Westlich von Ravensburg gab es einen Stapelplatz für Floßholz, der noch bis ins 18. Jahrhundert auf Stadtansichten dargestellt wird (Abb. 6).

Südlich des Platzes verlief der Flattbach, der städtische Gewerbebach. Dieser kam beim Untertor aus der Stadt, durchquerte die spätmittelalterli-

che Vorstadt im Pfannenstiel und mündete westlich von ihr in die Schussen. Am Gewerbebach lagen mehrere Mühlen, darunter auch eine 1377 genannte Säge- und eine benachbarte Lohmühle. Wie in Tübingen lagen beide nah beieinander außerhalb der Stadt vor dem Stadttor. Die Gerbereien waren im Inneren am Gewerbebach in der heutigen Bachgasse angesiedelt (Abb. 7).

Anders als in Tübingen ergriff man in Ravensburg im Zuge der Stadterweiterung ab dem 14. Jahrhundert gezielt Maßnahmen, Schmutzwasser in der Stadt gering zu halten. In der älteren Oberstadt sind Gerbereien sowohl archäologisch als auch archivalisch nachgewiesen, doch sie wurden mit der Zeit in die Unterstadt an den Ablaufbe-



reich des Flattbachs verdrängt. Die Oberstadt wurde zunehmend zum Wohngebiet einer patrizischen Oberschicht. In vielerlei Hinsicht lässt die Stadterweiterung ein planerisches Konzept erkennen. Zwischen Ober- und Unterstadt befand sich das Lederhaus, die große Markthalle zum Verkauf der Lederprodukte. Bezeichnenderweise befand sich gleich daneben der älteste Holzmarkt, sodass in dieser zentralen Lage auch die Produkte der Sägemühle vermarktet wurden. Somit entstand in Ravensburg ein effektiv abgestimmtes, auf Arbeitsteilung und Spezialisierung ausgerichtetes Gewerbesystem, das topografisch an eine möglichst wirtschaftliche Nutzung des Rohstoffs Holz angepasst war.

Dessen Produktionskette beginnt also mit der Flößerei, es folgt die Verarbeitung in der Säge- und Lohmühle, die Verwertung der Lohe in den Gerbereien und sie endet schließlich mit dem Verkauf der Endprodukte in Form von Bauholz und Lederwaren. Wie auch andernorts, bewährte und hielt sich dieses System bis ins 19. Jahrhundert. Nachteilig war allerdings, dass die Mühlen hier außerhalb der sicheren Stadtbefestigung lagen. Dies führte dazu, dass die Betriebe immer wieder zerstört wurden. So heißt es zum Beispiel, 1619 sei die Lohmühle von „Mordbrennern“ angezündet worden. Gerade wieder aufgebaut, war sie 1624 schon erneut niedergebrannt.

### Literatur

Birgit Kulesa, Dorothee Ade und Beate Schmid: Ravensburg. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Band 44 (in Vorbereitung). Ingo Feeser, Walter Dörfler und Manfred Rösch: Vegetationsgeschichte der Landschaften in Deutschland, Berlin 2024.

Gerhard Fritz: Wasserkraftnutzung im Mittelalter in Südwestdeutschland und angrenzenden Gebieten. Mühlen, Sägen, Hammerwerke und andere wassergetriebene Anlagen. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 216, Ostfildern 2024.

Birgit Kulesa, Alois Schneider und Michael Baur: Kirchheim unter Teck. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Band 43, Filderstadt 2022.

Alois Schneider, Sören Frommer und Birgit Kulesa: Tübingen. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Band 41, Filderstadt 2018.

Simone Weise: Die Ausgrabung „Beim Mühltor“ im Gerber- und Mühlenviertel „Klein Venedig“ in Balingen, Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2016, Stuttgart 2017, S. 325–328.

Hans Jänichen: Zur Geschichte der Sägmühlen im Mittelalter mit Ausblicken auf die Bestockungsgeschichte südwestdeutscher Wälder, Mitteilungen des Vereins für forstliche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung 17, 1967, S. 46–51.

### Glossar

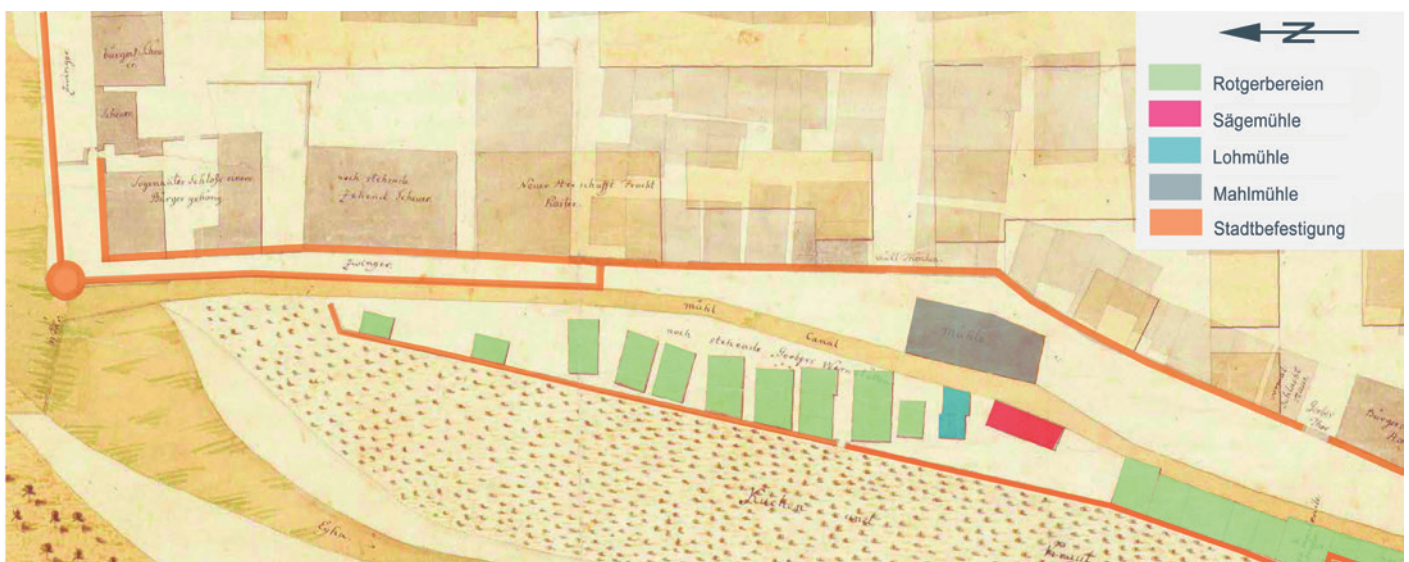
**Rotgerberei** Herstellung von Leder durch Gerbung auf Basis pflanzlicher Stoffe (meist Rinde).

**Deichel** Ein der Länge nach durchbohrter Baumstamm, der mit weiteren verbunden als Wasserleitungsrohr diente.

### Abbildungsnachweis

**1** Württembergische Landesbibliothek Stuttgart; **2** Ergänzt nach Jänichen 1967, S. 49, Abb. 1 u. Feeser/Dörfler/Rösch 2024, S. 12; Abb. 1.9; Grafik Birgit Kulesa; **3–5, 7** RPS-LAD, Kartengrundlage: Automatisierte Liegenschaftskarte, Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg ([www.lgl-bw.de](http://www.lgl-bw.de)), Az. 2851.9–1/20; **6** Stadtarchiv Ravensburg; **8** Stadtarchiv Balingen; **9, 10** RPS-LAD

**8** Balingen, Lage des Gerber- und Mühlenviertels in der Vorstadt an der Eyach auf einem Stadtplan von 1809.





**9** Balingen, Ausgrabungen „Beim Mühltor“: Gerberbottich mit Kalkresten, Mühlkanal und Fundamentreste der Sägemühle mit konischem Mahlstein.

### Ein perfekter „Gewerbepark“ vom 15. bis 20. Jahrhundert

Deutlich perfektioniert war ein solcher „Gewerbepark“ schließlich im mittelalterlichen Balingen. Die Gerberei entwickelte sich bis zum 19. Jahrhundert zu einem florierenden Gewerbe und machte die Stadt zu einem überregionalen Zentrum der Lederproduktion. Die letzte Gerberwerkstatt wurde 1994 geschlossen. In Balingen waren die verschiedenen Betriebe, die in den anderen Städten über das Stadt- und Vorstadtareal verteilt lagen, auf ein abgegrenztes Gelände zusammengezogen. Diese bauliche Situation lässt sich nicht vor das 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Das historische Gewerbegebiet lag am östlichen Rand der Stadt an einem von der Eyach abgezweigten Mühlkanal. Die Nutzung der Eyach für den Mühlenantrieb reicht bis ins 14. Jahrhundert zurück. Kleine Staustufen für die Flößerei, die bis 1889 betrieben wurde, kamen zeitgleich hinzu. Bei Grabungen fanden sich dort die Reste der Sägemühle, sowie der Lohmühle und Lohstampfe.

Alle Betriebe sind auf einem Stadtplan von 1809 noch eingetragen. Seit dem 15. Jahrhundert ist die Rotgerberei auf dem Areal belegt. Die Einrichtung einer Lohmühle kann in schriftlichen Quellen auf das Jahr 1560 datiert werden, wahrscheinlich gab es einen älteren Vorgänger (Abb. 8).

Von den Gerbereibetrieben wurden an der südlichen Grabungsgrenze außer einigen Fundamenten noch vier Gerberbottiche dokumentiert. Letztere waren in Reihe geschaltete Gefäße. In einem Bottich war eine Kalkschicht erhalten, demnach handelte es sich bei diesem um einen sogenannten Äscher (Abb. 9, links oben).

Wie auf dem Plan von 1809 dargestellt, lagen die Betriebe unmittelbar am ehemaligen Mühlkanal, dessen Reste ebenfalls bei den Grabungen dokumentiert wurden (Abb. 9, rechts oben). Der Kanal wurde spätestens im frühen 15. Jahrhundert angelegt, denn die ebenfalls dort gelegene „Herrenmühle“ wird 1431 erstmalig genannt. Im Mauerwerk des Kanals wurden Öffnungen und andere Einbauten festgestellt, die zur technischen Ausstattung der Mühlen gehörten.

Östlich an die Lohmühle angrenzend wurde ein weiteres Bauwerk freigelegt, das in den Katastern des 19. Jahrhunderts als sogenannte Lohstampfe bezeichnet wird (Abb. 10). Reste technischer Anlagen waren nicht zu beobachten. Es wäre denkbar, dass dieser Gebäudeteil zumindest in seiner letzten Nutzungsphase kein eigentliches Stampf- oder Mahlwerk enthalten hatte, sondern zur Lagerung des benötigten Rohmaterials bzw. der aufbereiteten Lohe diente.

Auf derselben Kanalseite fanden sich nördlich benachbart die Fundamentreste der Sägemühle, die zusammen mit der Herrenmühle 1672 neu errichtet worden war. Unter deren nicht unterkellertem Wirtschaftsteil wurde ein Vorgängerbau nachgewiesen, der möglicherweise in das 15. Jahrhundert datiert. Die Sägemühle wurde zusammen mit der Herrenmühle betrieben und bestand bis 1912. Innerhalb der Fundamentreste wurden Bestandteile des technischen Aufbaus der Mühle dokumentiert, unter anderem ein konischer Mühlstein (Abb. 9, unten). Ein weiterer dieser Art

wurde südlich zwischen den Resten der Sägemühle und den Befunden der Lohmühle entdeckt. Etliche solcher Mühlsteinfunde unter dem Gebäude belegen die lange Nutzungsdauer des Standortes als Mühlplatz. Die in diesem Bereich ebenfalls geborgenen Keramikscherben datieren die Strukturen in das 15. Jahrhundert. Bevor die Mühlen und der Mühlkanal angelegt wurden, befand sich hier ein der Stadtmauer vorgelagerter Zwinger (Abb. 10). Wahrscheinlich war er für den Vorgängerbau der Mühle schon im 15. Jahrhundert abgebrochen worden. Zeitgleich erfolgte der Bau einer zur Eyach hin gelegenen neuen Stadtmauer, wodurch das Mühlen- und Gerberviertel in die Stadtbefestigung mit einbezogen wurde.

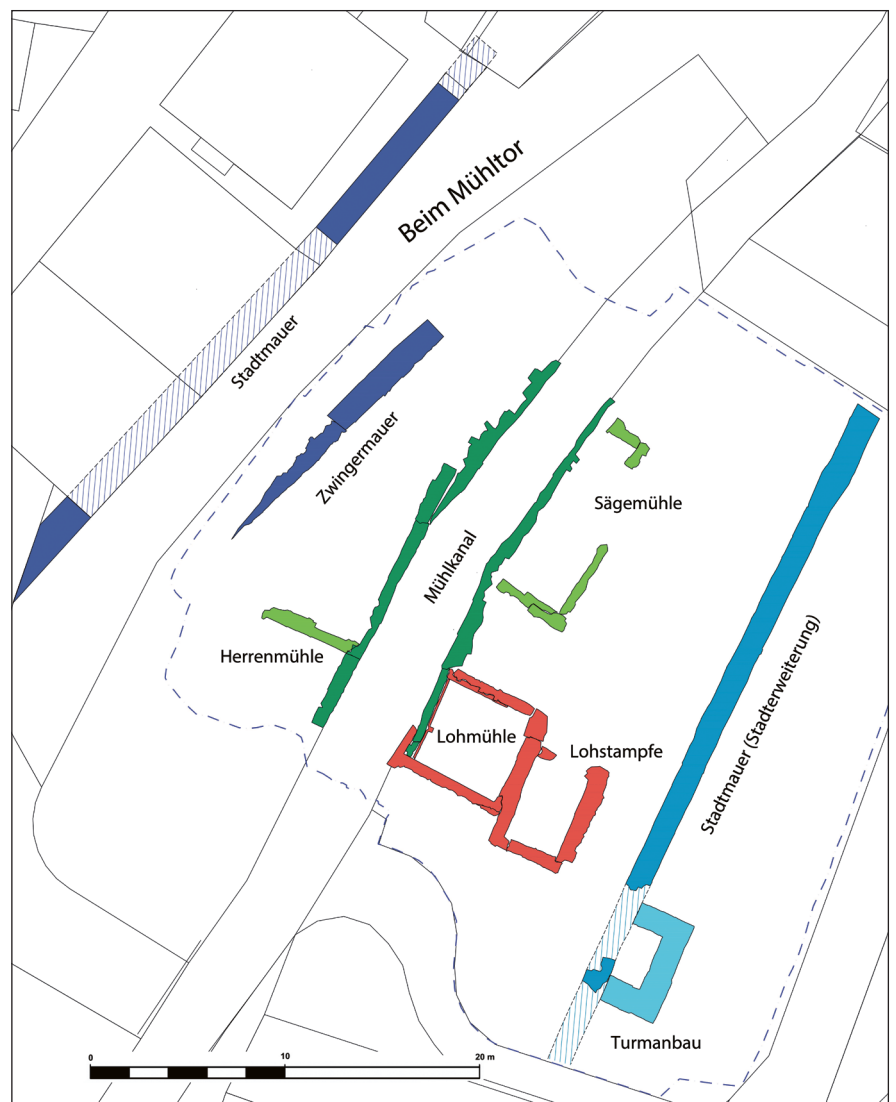
Die Befestigung Balingens hatte bald nach der Stadtgründung 1255 Gestalt angenommen. 1377 wird die Stadt erstmals urkundlich als Festung bezeichnet. Die neue Ummauerung der Vorstadt an der Eyach bezeugt die Bedeutung des Gewerbegebiets, das vor potenzieller Zerstörung geschützt werden sollte.

Die Befunde in Balingen repräsentieren eine letzte Phase in der Entwicklung spätmittelalterlicher Gewerbegebiete. Unter ökonomischen Aspekten sind die Standorte der Betriebe in möglichst optimaler Weise aufeinander abgestimmt. Die Sägemühle als erste Station zur Verarbeitung des Rohstoffs Holz lag nahe der Eyach, über die das Floßholz antransportiert wurde. Direkt daneben befand sich die Lohmühle zur Verarbeitung der Rinde für die Gerberlohe, die Gerbereien wiederum lagen ebenfalls direkt auf dem Gelände, bzw. in unmittelbarer Nähe der Mühlen. Zeitlich geht dieser Gewerbepark in das 15. Jahrhundert zurück, das heißt in eine Zeit also, in der auf städtebauliche Erfahrungen anderer Orte zurückgegriffen werden konnte. Neu ist, dass das Areal in die Stadtbefestigung integriert wurde. Damit wurde ein großer, in anderen Städten üblicher Standortnachteil bereits bei Anlage des Gewerbegebiets vermieden. Es liegt also nahe, anzunehmen, dass hier ein planerisches Konzept zum Tragen kam, bei

dem Faktoren, die sich andernorts als hinderlich oder ökonomisch nicht sinnvoll erwiesen hatten, berücksichtigt wurden. Das betrifft nicht nur die Transportwege von Rohmaterial und Rohprodukten, sondern auch den Umgang mit Schmutzwasser sowie den fortifikatorischen Aspekt.

Die Beispiele zeigen die Entwicklung einer arbeitsteiligen Gewebetopografie ab dem 14. Jahrhundert, die unter ökonomischen Aspekten optimiert auch gezielte städtebauliche Maßnahmen mit sich brachte. Sie war nicht nur für die Abläufe einer vorindustriellen Produktion charakteristisch, sondern blieb vielerorts bis in das 20. Jahrhundert für die städtische Infrastruktur prägend.

10 Balingen, Gesamtplan der Grabungsbefunde mit Lage der alten und neuen Stadtbefestigung.



# Förderung von Werbung für die Wohnraumschaffung in leerstehenden Denkmälern

## Der „Multiplikatoren-Bonus“ für Kommunen und Landkreise

Das Interview führte Anne-Christin Schöne

**Interview mit Sarina Pfründer, ehemalige Bürgermeisterin von Sulzfeld und amtierende Bürgermeisterin von Lauffen am Neckar, und Edith Marqués Berger, Leiterin Klimaschutz und Kreisentwicklung im Landratsamt Enzkreis und Geschäftsführerin der „Klimaschutz- und Energieagentur Enzkreis Pforzheim gGmbH (keep)“ sowie Mitbegründerin des Netzwerks „Fachplaner Denkmalpflege und Fachwerk im Enzkreis“.**

**Schöne:** *Mit dem im Mai 2022 von der Landesregierung initiierten und vom Landesamt für Denkmalpflege umgesetzten Sonderprogramm „Wohnen im Kulturdenkmal“ förderte das Land Baden-Württemberg gezielt die Schaffung von Wohnraum in lange leerstehenden Kulturdenkmälern. Teil des Förderprogramms war der separat ausgelobte „Multiplikatoren-Bonus“, an Kommunen und Landkreise gerichtet, die mit kommunalen und regionalen Initiativen, Maßnahmen und Beratungsangeboten auf das Sonderprogramm aufmerksam machen wollten. Die Stadt Sulzfeld und das Landratsamt Enzkreis haben sich fast gleichzeitig für das Sonderprogramm beworben. Wie sind Sie darauf aufmerksam geworden?*

**Pfründer:** Zum Zeitpunkt der Bekanntgabe des Sonderförderprogramms haben wir aktiv nach Förderprogrammen für die Erhaltung von

Kulturdenkmälern im Internet gesucht. Gleichzeitig machte uns unser Ansprechpartner bei der Denkmalstiftung Baden-Württemberg auf das Sonderprogramm „Wohnen im Kulturdenkmal“ des Landes aufmerksam.

**Marqués Berger:** Ich habe von dem Sonderprogramm durch den Newsletter des Staatsministeriums erfahren. Den Newsletter lese ich gerne und regelmäßig, weil er einen guten Überblick über aktuelle Themen der Landesregierung bietet. Unsere Arbeit im Bereich Klimaschutz, sowohl hier im Landratsamt als auch in der Klimaschutz- und Energieagentur Enzkreis, ist eine freiwillige kommunale Aufgabe und wäre ohne Fördermittel nicht denkbar. Gerade für unser Projekt „Netzwerk Fachpartner Denkmalpflege und Fachwerk“ halte ich immer die Augen nach Förderprogrammen offen. Das Netzwerk will nicht nur Bürgerinnen und Bürger bei denkmal-



gerechten, sondern auch bei energetisch optimalen Sanierungen unterstützen. Die Förderziele des Sonderprogramms „Wohnen im Kulturdenkmal“ ergänzen sich hervorragend mit den Zielen des Denkmalnetzwerks.

**Schöne:** *Antragstellung und Abrechnung des Programms in Form eines Verwendungsnachweises waren bewusst unbürokratisch und unkompliziert gestaltet. Wie sind ihre Erfahrungen hierzu als Gemeinde, Frau Pfründer, und als Landratsamt, Frau Marqués Berger?*

**Pfründer:** *Nach über 25 Jahren Tätigkeit im öffentlichen Dienst habe ich viel Erfahrung mit öffentlichen Förderprogrammen. Ich kann daher nur bestätigen, dass sowohl die Antragstellung als auch die Abrechnung durch den Verwendungsnachweis unbürokratisch und unkompliziert gestaltet waren. Das war sehr erfreulich und hat motiviert, bei dem Programm mitzumachen.*

**Marqués Berger:** *Ja, das kann ich ebenfalls bestätigen. Die Unterlagen für die Antragstellung waren übersichtlich und verständlich formuliert. Wir arbeiten mit vielen Förderprogrammen, nicht nur des Landes, sondern auch des Bundes. Viele*

Förderanträge binden viel Zeit und Personal. Die Antragstellung für das Sonderprogramm „Wohnen im Kulturdenkmal“ hat wenig Arbeitszeit beansprucht und war unkompliziert – auch in der Abwicklung des „Multiplikatoren-Bonus“ nach Abschluss der Informationskampagne. So sollte es im Sinne des Bürokratieabbaus immer sein.

**Schöne:** *Die Stadt Sulzfeld hat sich auf ein konkretes innerörtliches Projekt fokussiert. Es handelt sich dabei um das im frühen 17. Jahrhundert errichtete sogenannte Pforzheimer Schloss, auch Mittleres Schloss genannt oder besser bekannt als Rentamt. Frau Pfründer, warum ist die Wahl auf ein konkretes Objekt gefallen? Welche Bedeutung hat das Vorhaben für Sulzfeld?*

**Pfründer:** *Mit einst vier Burgen und Schlössern ist das 5200 Einwohner große Sulzfeld reich an Kulturdenkmalen. Diese zu erhalten ist eine Verpflichtung und auch eine finanzielle Aufgabe. Das Rentamt befindet sich zentral in der Ortsmitte und steht daher besonders im Fokus der Bürgerschaft. Seit es ab 2012 nicht mehr genutzt wurde, wurde der Verfall des Gebäudes zuneh-*

1 Veranstaltung im Bürgerbahnhof Sulzfeld.

**Abbildungsnachweis**

1 Sarina Pfründer; 2 RPS-LAD, Anne-Christin Schöne; 3 Leslie Mena Alanoca; 4 Edith Marqués Berger

mend sichtbar. Für unsere Bevölkerung ist der Erhalt ein großes Anliegen. Daher wurden ab 2015 Forderungen laut, dass die Kommune das Gebäude erwerben solle. Die Kommune benötigte jedoch kein Gebäude und hatte nach Großinvestitionen in die 50 Jahre alte Ravensburghalle mit Mensa oder in die zwei Jahre ältere Gemeinschaftsschule auch keine finanziellen Mittel, um ein solches Millionenprojekt anzugehen. Im Gemeinderat gelang es, den Kauf durch die Kommune abzuwenden und stattdessen einen privaten Investor zu finden.

Dass hierbei gemeinsam ein Projekt für alle Bürger mit Kurzzeitpflege, barrierefreien Wohnungen, einer Praxis für Physiotherapie sowie Wohngruppen für demente und beeinträchtigte Menschen entwickelt werden konnte, erfreut besonders.

**Schöne:** *Wie wurde das Vorhaben zur Reaktivierung und Sanierung des Rentamts im Rahmen des Sonderprogramms „Wohnen im Kulturdenkmal“ beworben und wie war die Resonanz vor Ort? Haben das Projekt und die Öffentlichkeitsarbeit dazu gegebenenfalls auch andere Bewohner von Sulzfeld zur Reaktivierung privater leerstehender Kulturdenkmale inspiriert?*

**Pfründer:** Die Bewerbung erfolgte über Plakate, Flyer, öffentliche Infoveranstaltungen und Baustellentage im Rentamt selbst. Die Resonanz, beispielsweise beim Tag der offenen Tür, war beeindruckend. Die Bürgerschaft zeigte sich sehr interessiert daran, wie die Zukunft des Rentamts aussehen könnte. In Zusammenarbeit mit dem Landessanierungsprogramm konnten auch andere Eigentümerinnen und Eigentümer motiviert werden, leerstehende Objekte zu sanieren und zu beleben.

**Schöne:** *Zum Maßnahmenpaket des „Multiplikatoren-Bonus“ gehörte auch, Denkmaleigentümerinnen und Denkmaleigentümer zu informieren und zu beraten. Wurde dieses Angebot genutzt? Was waren die Themen, die diskutiert wurden?*

**Pfründer:** Bei allen öffentlichen Veranstaltungen gab es die Möglichkeit zur Information

und Beratung. Diese wurde rege genutzt. Zu den Themenschwerpunkten zählten vor allem der Energiebedarf der Objekte und ihre energetische Sanierung.

**Schöne:** *Frau Marqués Berger, Sie sind im Enzkreis etwas anders vorgegangen. Dabei spielte das von Ihnen mitbegründete Netzwerk „Fachpartner Denkmalpflege und Fachwerk im Enzkreis“ eine Rolle. Welche Schwerpunkte haben Sie gesetzt und welche Rolle spielte dabei das Netzwerk?*

**Marqués Berger:** Das 2017 entstandene Netzwerk beschäftigt sich mit der Bewahrung denkmalgeschützter Häuser als wertvolle und ortsbildprägende Gebäude unserer Region. Es ist eine Austauschplattform für Denkmaleigentümerinnen und Denkmaleigentümer, Architektinnen und Architekten, Fachplanende, Energieberaterinnen sowie Handwerkerinnen und Handwerker. Das Sonderprogramm „Wohnen im Kulturdenkmal“ bot ideale Voraussetzungen, um eine denkmalgerechte und energetisch optimierte Sanierung mit der Werbung für die Wohnraumschaffung in leerstehenden Kulturdenkmälern zu verbinden.

**Schöne:** *Im Netzwerk engagieren sich neben Denkmaleigentümerinnen und Denkmaleigentümern erfahrene Experten aus der Praxis, vom Energieberater bis zu Firmen für historisches Baumaterial. Wie haben die Mittel für die Werbung zur Wohnraumschaffung in Kulturdenkmälern zur Unterstützung der Netzwerkarbeit beigetragen?*

**Marqués Berger:** Den allerersten Flyer unseres Netzwerks „Fachpartner Denkmalpflege und Fachwerk im Enzkreis“ haben wir in Eigenregie entwickelt und produziert. Von diesem bescheidenen Startpunkt aus wuchs das Netzwerk stetig. Heute präsentiert sich der einst einfache Flyer als umfangreiche Broschüre, in der alle Mitglieder – mittlerweile sind es über 50 – mit Namen, Adressen und Telefonnummern verzeichnet sind. Dank des Sonderprogramms konnten wir die Broschüre aktualisieren und strategisch verteilen: an vorbildlich sanierte denkmalgeschützte oder erhaltenswerte und ortsbildprägende Häuser

ebenso wie an Bauten, die dringend einer Sanierung bedürfen. Für diese Arbeit konnten wir motivierte Abiturientinnen und Abiturienten gewinnen, die sich zuvor mit den Belangen des Netzwerks sowie dem Denkmalschutz und der Denkmalpflege auseinandergesetzt haben. Unser Ziel war und ist es, neue Mitglieder zu gewinnen und Interessierten umfassende Informationen sowie die Möglichkeit zum Austausch zu bieten. Natürlich haben wir im Vorfeld über die Aktion mit Pressemitteilungen, auf unserer Website und über die bewährte Mund-zu-Mund-Propaganda informiert. Parallel hierzu haben wir eine Vortrags- und Besichtigungsreihe mit Mitteln des Sonderprogramms initiiert und in diesem Rahmen auf das Netzwerk und seine wichtige Arbeit hingewiesen. Das Echo, vor allem auf die Vortragsreihe, war sehr positiv. Es ist schön zu sehen, wie sich aus einer anfänglichen Idee mit gerade einmal sieben Beteiligten ein großes Netzwerk engagierter Personen entwickelt hat, die sich eigenständig vernetzen und austauschen.

**Schöne:** *Frau Marqués Berger, Sie haben sozusagen mehrere Hüte auf: Zum einen sind Sie Mitbegründerin des Netzwerkes und Geschäftsführerin der Energieagentur, zum anderen sind Sie als Ansprechpartnerin des Landkreises für Denkmaleigentümerinnen und Denkmaleigentümer im Rahmen des Sonderprogramms „Wohnen im Kulturdenkmal“ aktiv. Haben Sie Erfahrungen, wann sich Denkmaleigentümer lieber an die „Netzwerkerin“ wenden und wann an die „Behördenmitarbeiterin“?*

**Marqués Berger:** *Tatsächlich lässt sich das nicht immer klar trennen – meine Doppelrolle bringt oft Überschneidungen mit sich. Als Führungskraft im Landratsamt Enzkreis sowie als Geschäftsführerin der Klimaschutz- und Energieagentur Enzkreis Pforzheim gGmbH (keep) bin ich in beiden Bereichen eng vernetzt. Hinzu kommt meine Tätigkeit im Netzwerk „Fachpartner Denkmalpflege und Fachwerk im Enzkreis“, das eine weitere wichtige Anlaufstelle bietet.*



Wenn es um fundierte fachliche Beratung geht – etwa zu Energieeffizienz, Sanierungsmöglichkeiten oder Förderprogrammen – wenden sich Ratsuchende oft an mich als Vertreterin der keep. Dort stehen ihnen erfahrene Energieberater zur Seite, die nicht nur technisches Know-how mitbringen, sondern auch die passenden Fördermöglichkeiten kennen und den gesamten Sanierungsprozess begleiten können. Ergänzt wird dieses Angebot durch Architektinnen und Architekten, die sich auf den Erhalt und die behutsame Modernisierung historischer Gebäude spezialisiert haben. Besonders wichtig: Die Erstberatung ist für alle kostenlos. Meine Rolle als Netzwerkerin ist vor allem koordinierend, um die richtigen Akteure zusammenzubringen. Ein großer Vorteil meiner Tätigkeit im Landkreis sind zudem die kurzen Wege zu den zuständigen Behörden, etwa zur Baurechtsbehörde oder zu den Denkmalbehörden.

**Schöne:** *Kulturdenkmale sind Teil unseres reichen historischen Erbes. Doch gerade in den Zentren kleinerer Orte sieht man immer wieder*

**2** Im Hof des Rentamts in Sulzfeld, Baustellenbegehung mit Frau Pfründer.

leerstehende historische Gebäude. Hierfür lassen sich oft mehrere Gründe identifizieren: Oft liegen sie an viel befahrenen Durchgangsstraßen, die Grundstücksflächen sind klein und die Objekte weisen einen großen Sanierungsstau auf. Dabei sind Kulturdenkmale nicht selten ortsbildprägend und stellen ein hohes Potenzial an Wohnfläche in Zeiten knappen Wohnraums dar. Gerade ihre Reaktivierung oder Umnutzung ist für viele Orte attraktiv, identitätsstiftend und wertestabilisierend. Wo würden Sie sich als Gemeinde noch mehr Unterstützung beim Erhalt und der Nutzung von Kulturdenkmälern durch das Landesamt für Denkmalpflege oder das Land wünschen, Frau Pfründer?

**Pfründer:** Da der Bedarf für gewerbliche Einheiten vor allem im ländlichen Raum deutlich sinkt, steht die Nutzung als Wohnraum derzeit im Vordergrund. Wohnraum funktioniert aber in den ländlichen Bereichen aktuell nur, wenn ausreichend Stellplätze zur Verfügung stehen. Vielleicht wird sich dieser Bedarf mit Car-Sharing oder einem Ausbau des ÖPNV in Zukunft ändern. Derzeit aber brauchen wir circa eineinhalb bis

**3** Interview mit Frau Marqués Berger in der Klimaschutz- und Energieagentur Enzkreis in Pforzheim.

zwei Stellplätze pro Wohnung. Dieser Platz ist bei Kulturdenkmälern in der Regel nicht vorhanden. Daher begrüßen wir es, wenn wir, wie beim Rentamt, unterstützt werden, Parkplätze für Bewohnernde und deren Besuch zu schaffen. Hierfür ist die Förderung der Tiefgarage grundlegend, da ohne sie eine Belegung des Objekts kaum realisierbar wäre. Wir haben über Leader (Anm. d. Red.: Förderprogramm der EU und des Landes Baden-Württemberg zur Stärkung und Entwicklung des ländlichen Raums) ein ähnliches Projekt in Sulzfeld mit der Zahnklinik im Amalienhof durchgeführt. Auch dort hätten fehlende Stellplätze das Aus der Zahnklinik bedeutet. Durch den Einbau einer Tiefgarage, die später verfüllt und bedeckt wurde und damit nicht mehr sichtbar war, konnte Abhilfe geschaffen werden. Heute erfreut sich die Zahnklinik großer Beliebtheit, und die Diskussionen in der Nachbarschaft, die mit den vielen Autos in ihren Straßen zu kämpfen hatte, sind beendet.

**Schöne:** Frau Pfründer, seit August 2023 sind Sie Bürgermeisterin von Lauffen a. N. Die topografische Lage der Stadt ist einmalig und aufgrund seiner Bedeutung ist Lauffen Gesamtanlage gemäß §19 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg. Aber auch in Lauffen stehen Altbauten und Kulturdenkmale im innerstädtischen Bereich leer. Ein Beispiel ist das mittelalterliche Wohnhaus in der Heilbronner Straße 4. Mit dem Projekt „denkmal minimal“ hat sich das Landesamt für Denkmalpflege der Sorgenkinder der Denkmalpflege angenommen. Exemplarisch wurden neue Nutzungen für leerstehende Gebäude konzipiert und zusammen mit der Städtebauförderung kostengünstige Sanierungsmöglichkeiten aufgezeigt. Das für die Heilbronner Straße in Lauffen entwickelte Konzept wurde bei einer öffentlichen Veranstaltung im Juli 2023 vorgestellt. Außerhalb der beiden Ortskerne von Lauffen befindet sich zudem eines der durch das Sonderprogramm „Wohnen im Kulturdenkmal“ geförderten Leuchtturmprojekte: das Bahnwärterhaus.



*Das Objekt ist in mehrerlei Hinsicht beispielgebend: Das lange ungenutzte und vernachlässigte Kulturdenkmal wurde nicht nur vorbildlich instandgesetzt, es dürfte sich auch um eines der ersten bewohnten, völlig energieautarken Kulturdenkmale Baden-Württembergs handeln. Sind aus Ihrer Sicht solche Projekte wie „denkmal minimal“ und Sonderprogramme der Denkmalpflege „Eintagsfliegen“ oder können die geförderten Vorhaben zur Nachahmung anregen? Braucht es hierfür weitere Impulse oder reichen die öffentlich beworbenen und vorgestellten Projekte und Programme der Denkmalpflege aus? Braucht es Ihrer Meinung nach neben der in Baden-Württemberg im Vergleich zu anderen Bundesländern vorbildlichen Denkmalförderung zusätzliche finanzielle Unterstützung?*

**Pfründer:** Die Sanierung des lange Zeit leerstehenden und sehr heruntergekommenen Bahnwärterhäuschens wäre ohne das Sonderprogramm der Landesdenkmalpflege in dieser Form nicht denkbar gewesen. Die Stadt hatte das Gebäude 2013 von der Deutschen Bahn übernommen und ließ es, nachdem es einige Jahre dem Verfall preisgegeben war, zunächst notsichern. Eine lange Suche mit mehreren Anläufen half schlussendlich, eine tatkräftige und begeisterte Käuferin zu finden, die nur dank des Sonderprogramms diese vorbildliche Sanierung durchführen und somit für die Allgemeinheit ein Denkmal der Technikgeschichte der Frankenbahn erhalten konnte.

In den Lauffener Sanierungsgebieten, also den Altstadtbereichen mit zahlreichen Kulturdenkmälern, ist unsere Erfahrung, dass die Denkmalförderung im Vergleich zur Sanierungsförderung wesentlich seltener genutzt wird. Dies liegt auch daran, dass die Sanierungsförderung über ein relativ unkompliziertes Verfahren direkt bei der Stadt beantragt werden kann und sowohl der Sanierungsträger als auch die Stadt stets Ansprechpartner vor Ort haben. Da die Sanierung von denkmalgeschützten Objekten Privateigentümerinnen und Privateigentümer oft an die Grenzen des Machbaren bringt, wäre eine Vereinfachung der Beantragung – dies betrifft auch die Stiftungen – und zum Beispiel die Pauschalie-

rung von Fördermitteln hilfreich. Ziel sollte eine Bündelung von Sanierungs-, Denkmal- und energetischen Fördermitteln sein, um die Bauherren bestmöglich zu unterstützen. Vielleicht wäre sogar eine Gesamtabwicklung aller Förderungen über die Sanierung denkbar? Sehr hilfreich war die Häufigkeit vom Landesamt für Denkmalpflege finanzierte Bestandsaufnahme des Baudenkmals Heilbronner Straße 4 im Rahmen des Projektes „denkmal minimal“, da eine saubere Plangrundlage zur Konzeptentwicklung für alle potenziellen Käufer essenziell ist. Dieses Gebäude steht nach wie vor zum Verkauf und ist Teil eines Gebäudebestandes von Kulturdenkmälern, den die Stadt in den letzten Jahren in den Zwischenerwerb genommen hat, um eine denkmalgerechte Sanierung und Weiternutzung zu gewährleisten. Ideal wäre hier zusätzlich ein Angebot der Denkmalpflege, neben der Vermessung weitere Planungsgrundlagen wie Schadenskartierungen und restauratorische Untersuchungen zu fördern bzw. ganz zu übernehmen. Auch die im Rahmen des Projektes „denkmal minimal“ erarbeiteten Nutzungskonzepte bieten einen Überblick für mögliche Interessenten, was alles möglich ist.

**Schöne:** Sowohl in Sulzfeld als auch im Enzkreis fanden zahlreiche öffentliche Vorträge und Veranstaltungen unterstützt durch Fördermittel aus dem Sonderprogramm statt, wie zum Beispiel ein Vortrag zu den Ergebnissen der archäologischen Ausgrabung auf dem Rentamt-Areal in Sulzfeld oder eine Netzwerkveranstaltung als Abendführung durch Lienzingen zum Thema „Fachwerk und Ortsgeschichte“. Wie wurde in diesem Zusammenhang das Thema Denkmalpflege von den Teilnehmern wahrgenommen und aufgenommen? Gab es hierüber einen Austausch?

**Pfründer:** Unsere Bürgerschaft, auch wenn sie selbst kein Denkmal ihr Eigen nennt, zeigte großes Interesse. So zum Beispiel bei der Infoveranstaltung im Bürgerbahnhof. Erhaltenswürdige Gebäude und Denkmäler prägen das Gesicht einer Kommune. Daher liegt der Erhalt dieser allen Bürgern am Herzen. Es gab bei jedem Infotermin einen regen Austausch.

**Marqués Berger:** Die Resonanz auf die Abendführung war überwältigend – das große Interesse hat einmal mehr gezeigt, dass attraktive Orte wie Lienzingen mit beeindruckender Denkmaldichte echte Publikumsmagnete sind. Besonders spannend fand ich, dass das Thema Denkmalpflege nicht nur aus einem historischen Blickwinkel betrachtet wurde, sondern zunehmend auch unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit. Gerade die junge Generation erkennt immer stärker den ökologischen Wert denkmalgeschützter Gebäude – sei es durch die ressourcenschonende Bauweise, die Langlebigkeit der Materialien, das Platzangebot mit Garten und Nebengebäuden oder die Möglichkeit, bestehende Bausubstanz klimaschonend zu nutzen.

Leider mussten wir die Teilnehmerzahl an der Führung aus Kapazitätsgründen auf 70 Personen begrenzen, vermutlich wären es sonst über 100 geworden.

**Schöne:** *Mit dem Sonderprogramm hat das Land Baden-Württemberg erstmals regionale öffentlichkeitswirksame Initiativen und Angebote von Kommunen und Landkreisen zur Bekanntmachung von Förderprojekten und Fördermitteln der Denkmalpflege unterstützt. Wie wichtig finden Sie Fördermittel für Denkmalvermittlung? Sollten diese häufiger Teil von Förderprogrammen sein? Und wie sind Ihre Erfahrungen mit dem „Multiplikatoren-Bonus“? Würden Sie auch anderen Kommunen und Landkreisen raten, sich für ähnliche Angebote zu bewerben?*

**Pfründer:** In Lauffen erleben wir derzeit, dass trotz Wohnraumbedarf und fehlenden Bauflächen im Neubaugebiet die Vermittlung von Denkmalobjekten mehr als schwierig ist. Ohne Förderung nahezu unmöglich. Daher wird es auch weiterhin wichtig sein, für denkmalgeschützte Objekte Förderprogramme bereitzustellen. Und das Wissen dazu zu transportieren, was mit dem „Multiplikatoren-Bonus“ gut möglich war. Auch anderen Kommunen und Landkreisen können wir empfehlen, entsprechende Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben und sich dies fördern zu lassen. Gemäß dem Motto: Tue Gutes und rede darüber. *Best practice*-Beispiele sind immer noch das beste Mittel, um weitere Sanierungen

und den Erhalt von Kulturdenkmälern zu ermöglichen.

**Marqués Berger:** Ja, ich halte die Förderung der Denkmalvermittlung für äußerst wichtig. Denkmalbehörden haben oft noch mit einem negativen Image zu kämpfen, und genau hier bietet die Unterstützung durch Fördermittel einen konstruktiven Ansatz, um die öffentliche Wahrnehmung nachhaltig zu verbessern. Förderprogramme helfen dabei, Denkmalpflege als einen lebendigen, zukunftsorientierten und beratungsintensiven Prozess zu präsentieren – weit entfernt von rein restriktiven Maßnahmen.

Meine Erfahrungen mit dem „Multiplikatoren-Bonus“ bestätigen, dass solche Instrumente nicht nur finanzielle Impulse setzen, sondern auch den Austausch zwischen verschiedenen Akteuren fördern. Sie schaffen Raum für Netzwerke und tragen so zu einer positiven Wahrnehmung der Denkmalpflege bei. Aus diesem Grund würde ich auch anderen Kommunen und Landkreisen raten, sich für ähnliche Angebote zu bewerben – es ist ein lohnender Schritt, um regionale Initiativen zu stärken und das kulturelle Erbe nachhaltig zu fördern.

**Schöne:** *Eigentümerinnen und Eigentümer oder Besizende sind verpflichtet, ihr Kulturdenkmal im Rahmen des Zumutbaren zu erhalten und pfleglich zu behandeln (Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg). Neben Steuererleichterungen unterstützen Sonderförderprogramme und die Denkmalförderung des Landes sie finanziell bei ihren Bemühungen. Aber damit allein ist es nicht getan, denn es braucht viel Wissen und Know-how, ein Kulturdenkmal zu erhalten. Welchen nützlichen Hinweis oder guten Rat würden Sie spontan privaten Bauherren geben, die sich mit dem Gedanken beschäftigen, ein Kulturdenkmal zu sanieren, Frau Marqués Berger?*

**Marqués Berger:** Die Erhaltung und Instandsetzung eines Kulturdenkmals sind zweifellos eine anspruchsvolle Aufgabe. Mein Rat an private Bauherren ist daher: Beginnen Sie frühzeitig den Dialog mit allen relevanten Personen – insbesondere mit den Denkmalbehörden und denkmalerfahrenen Fachkräften, zum Beispiel aus unserem Netzwerk oder dem neu gegründeten

ten Denkmalnetz BW. Der persönliche Austausch ist von unschätzbarem Wert. So können Sie sicherstellen, dass Ihre Planung optimal vorbereitet ist. Immer öfter bestätigen mir Bauherren, wie positiv sich die frühzeitige Einbindung aller Beteiligten auf den gesamten Sanierungsprozess auswirkt. Gerade erfahrene Mitstreiterinnen und Mitstreiter aus Netzwerken können helfen, Durststrecken zu überwinden, wie sie bei solch

anspruchsvollen Objekten immer wieder auftreten. Dank der Vielzahl erfolgreicher Sanierungen wird das Landesamt für Denkmalpflege zunehmend als kompetenter und kooperativer Partner wahrgenommen.

**Schöne:** *Liebe Frau Pfründer, liebe Frau Marqués Berger, herzlichen Dank für das Gespräch.* ◀



4 Führung durch Lienzingen.

# Große Architektur und Momentaufnahmen

## Die Sammlung Ossenberg

Grit Koltermann

Die Sammlung Ossenberg kam 2015 in das Foto- und Planarchiv des Landesamts für Denkmalpflege in Esslingen. Neben zahlreichen Abzügen im Groß- und Kleinbildformat, Dias und Plänen für die Hausforschung zählen fast 250 Kleinbild-Dias in Farbe zum Bestand. Es handelt sich um Aufnahmen persönlicher Natur, die undatiert sind und das Straßen- und Alltagsleben unter anderem in Stuttgart zeigen. Anhand von Details konnte eines der Fotos datiert werden.

Im August 2015 übergaben die Erben den umfangreichen Nachlass von Dr. Horst Ossenberg dem Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen. „Umfangreich“ deshalb: Handelte es sich doch um damals 23 Kisten bzw. Kartons, die heute zahlreiche Ordner und Archivkartons auf mehreren Regalböden im Fotoarchiv und Mappen im Planarchiv füllen (Abb. 1).

### Horst Ossenberg

Horst Ossenberg (1918–2010) studierte in München und Stuttgart Architektur und reichte 1962 seine Dissertation „Das Wohnhaus des Bergischen Landes bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“ ein. Diese erschien 1963 in Auszügen als Band 4 der Reihe „Das deutsche Bürgerhaus“ unter dem Titel „Das Bürgerhaus im Bergischen Land“. 1979 folgten „Das Bürgerhaus in Oberschwaben“ (Bd. 28) und 1986 „Das Bürgerhaus in Baden“ (Bd. 35). Der Band zu Oberschwaben nähert sich der Thematik zunächst chronologisch

vom Spätmittelalter zur Neuzeit und dann anhand der verschiedenen Bauformen bis hin zu Details wie Raumgefüge oder Ausbau. „Das Bürgerhaus in Baden“ stellt sehr unterschiedliche Kulturräume mit ihren verschiedenen Hauslandschaften dar. Gleichwohl zeichnen sich die Bände durch zahlreiche Abbildungen, Zeichnungen und Fotos sowie Pläne aus.

Bereits 1956 trat Ossenberg in den damaligen „Arbeitskreis für deutsche Hausforschung“ („AHF – Arbeitskreis für Hausforschung e.V.“) ein, dem er bis zu seinem Tod 2010 die Treue hielt.



Ossenberg schlug eine berufliche Laufbahn in der öffentlichen Bauverwaltung ein und leitete von 1962 bis 1982 das Staatliche Hochbauamt Esslingen mit Sitz in Stuttgart, das spätere Staatliche Hochbauamt II Stuttgart.

Auch nach seiner Pensionierung widmete er sich baugeschichtlichen Themen. So veröffentlichte Ossenberg 2004 die Publikation „Was bleibt, das schaffen die Baumeister“. In dieser Darstellung des Hochbauwesens im Herzogtum Württemberg um 1600 bis zum Bundesland Baden-Württemberg um 1980 nimmt die Autobiographie des Autors und seine Rolle als leitender Beamter in der staatlichen Hochbauverwaltung breiten Raum ein. Ossenberg widmet sich in einem eigenen Kapitel dem denkmalpflegerischen Umgang an den Beispielen von St. Pelagius in Denkendorf, dem Wasserschlosschen in Wäschenbeuren, dem Hohenneuffen und dem Pomeranzengarten in Leonberg.

### Die Sammlung Ossenberg

Eine Vielzahl an Karteikästen erschließen den vielschichtigen Bestand an Plänen und Fotos für die Bauforschung. Die Karteikarten mit einer Größe von DIN A6, die für jedes vorliegende Foto erstellt

wurden, geben den Ort, Kreis, gegebenenfalls die Adresse, den Gebäudetyp und die Filmnummer an; ein ausgeschnittener Kontaktabzug zeigt eine kleine Vorschau – hier der Gasthof „Hirsch“ in (Remshalden-)Grunbach, Kreis Waiblingen (Abb. 3). Diese Bezeichnung einiger Landkreise lässt auf die Zeit vor der Landkreis-Reform in den frühen 1970er Jahren schließen. Parallel wurden Listen mit einer groben Übersicht über den Inhalt der Karteikästen angelegt. Die fast 2700 Dateien wurden gescannt, archivmäßig abgelegt und digitalisiert.

Hinzu kommen Großformat-Abzüge, die in speziellen Archivkartons gelagert sind (Abb. 2). Diese wurden vorrangig für die Bände „Das deutsche Bürgerhaus“ verwendet. Die Abzüge sind auf Papier aufgeklebt, wurden nach ihrem Eingang in das Fotoarchiv archivgerecht in Kartons verpackt und mit Kreis, Gemeinde, Teilort und aktuellen Adressen beschriftet. Dieser Bestand ist nicht digitalisiert, die Erschließung ist noch nicht abgeschlossen und erfolgt jahrgangsweise.

Für die „Bürgerhaus“-Bände hat Ossenberg auch Systemzeichnungen angefertigt, die entweder neben den erläuternden Text platziert oder am Textende zusätzlich eingebunden wurden. Diese

1 Regal mit einem Teil des Ossenberg-Archivs.

2 Karteikarte mit Film.



3 Großformat-Abzug eines Filmabschnitts (Abb. 2) mit der Aufnahme vom Gasthof „Hirsch“, Remshalden-Grunbach – heute Rems-Murr-Kreis.

mithilfe von Details im Bild bestimmt werden können. Die Dias sind ebenfalls digitalisiert. Ein Großteil der Fotos spiegelt auch hier sein persönliches Interesse an Architektur aller Epochen wider, wie zum Beispiel die Klosterkirche in Maulbronn oder das barocke Rathaus in Schwäbisch Hall. Daneben fotografierte Ossenberg Straßen- und Alltagsszenen in Stuttgart. Diese Momentaufnahmen zeigen das Leben in der Stadt und geben daneben einen Einblick in die Stadtentwicklung.

### Das Kollegiengebäude I und das Metropol-Kino

Ein Foto dieses Sammlungskomplexes wurde neben dem Metropol-Kino in Stuttgart-Stadtmitte aufgenommen (Abb. 4). Die Werbung für den Film „Mit siebzehn am Abgrund“ (MGM, Start in den deutschen Kinos: 1959) erinnert an die selten gewordene Kunst der Plakatmalerei. Der Blick wird entlang der Straßenbahnschienen zu einem Baugerüst im Hintergrund gelenkt. Es handelt sich um die Baustelle für das Kollegiengebäude I (KI) auf dem Campus Stadtmitte. Die Architektengruppe Rolf Gutbier, Günther Wilhelm und Curt Siegel wurde 1954 mit der Planung beauftragt; der Bau wurde zwischen 1956 und 1960 realisiert und beherbergt die Institute für Bauwesen und Architektur. Das Filmplakat und das eingerüstete, fast fertiggestellte KI lassen eine genaue Datierung auf das Jahr 1959 zu. Das KI und das KII (1960–1964, ebenfalls von der Architektengruppe

Zeichnungen im kleineren Format befinden sich im Planarchiv des Landesamts für Denkmalpflege und sind zum Teil digitalisiert.

Die Sammlung Ossenberg stellt sich sehr umfangreich dar. Aufgrund dessen ist die Erschließung nicht abgeschlossen und eine eigenständige Recherche nicht möglich.

### Die Kleinbild-Dias als Zeitzeugnis

Zur Sammlung Ossenberg zählen nicht nur Fotos und Pläne, die der Hausforschung und den angeschlossenen Publikationen gedient haben. Ossenberg war in seiner Freizeit in ganz Baden-Württemberg mit seiner Kamera unterwegs und hat – diesmal in Farbe – Aufnahmen gemacht. Dieser Bestandteil der Sammlung umfasst 248 Kleinbild-Dias, die nicht datiert oder verortet sind und nur

4 Stuttgart, Metropol-Kino mit dem Bau des K I im Hintergrund.

5 Stuttgart, Königsbau.

6 Stuttgart, Schulstraße mit Blick zur Königsstraße.



Gutbier, Wilhelm und Siegel) sind Kulturdenkmal gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg, an dessen Erhaltung wegen seines dokumentarischen und exemplarischen Wertes sowie seines Originalitäts- und Seltenheitswertes ein öffentliches Interesse besteht. Diese Ansicht des KI vom Metropol-Kino aus ist heute nicht mehr möglich, hat sich doch die Bebauung des Börsenplatzes mit einem Bankhaus „dazwischengeschoben“.

### Die Straßenbahn vor dem Königsbau

Auch ein anderes Foto aus der Ossenberg-Sammlung zeigt uns eine Ansicht der Stuttgarter Innenstadt, die für jüngere Generationen befremdlich wirken kann: eine Straßenbahn, die unmittelbar vor dem Königsbau über den Schlossplatz fährt (Abb. 5). Dort befand sich damals eine Haltestelle, erkennbar am Pfeiler mit der Uhr – an der Stelle, wo heute der Abgang zur unterirdischen Station „Schlossplatz“ der Stadtbahn ist. Der Fotograf steht auf der gegenüberliegenden Seite des offenen Areals, das damals bereits Grünfläche war. Daneben deuten Parkverbots- sowie Verkehrsschilder und die Asphaltierung der Straße auf den Autoverkehr hin, wo sich heute die Fußgängerzone befindet. Schon damals herrschte hier offensichtlich geschäftiges Treiben. Mitte November 1978 fuhr die letzte Straßenbahn am Königsbau vorbei. Die Stadtbahn verlief nun unterirdisch und es folgten ausgedehnte Bauarbeiten rund um den Schlossplatz.

### Eine Fußgängerzone auf zwei Ebenen

Ein drittes Foto zeigt die Schulstraße in Stuttgart-Mitte mit Blick zur Königstraße (Abb. 6). Sie verbindet die Königstraße mit dem Marktplatz und überwindet auf fast 140 m ein Gefälle von über 10 m. Während ebenerdig kleinere Geschäfte mit Angeboten für den täglichen Bedarf eingerichtet wurden, lockten Cafés und Restaurants in der ersten Etage, deren Zugang über eine Galerie erfolgte und die über einen Steg erreicht wurden. Ossenberg gelingt es in seinem Foto, aufgrund der Perspektive vom tiefergelegenen Marktplatz, den Höhenunterschied zur Königstraße einzufangen. Man sieht sehr gut den Zugang zur Galerie auf der ersten Ebene sowie die Ansiedlung der Geschäfte und einen regen Personenverkehr.

### Literatur

Michael Goer: Nachruf auf Horst Ossenberg (1918–2010), in: Bauen und Wohnen im 16. Jahrhundert (AHF-Mitteilungen 77), 2011, S. 7 f.

Horst Ossenberg: Was bleibt, das schaffen die Baumeister. Das württembergische Hof- und Staats-Bauwesen vom 15. bis 20. Jahrhundert, Norderstedt 2004.

Ders.: Das Bürgerhaus in Baden, Tübingen 1986 (Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 35).

Ders.: Das Bürgerhaus in Oberschwaben, Tübingen 1979 (Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 28).

Ders.: Das Bürgerhaus im Bergischen Land, Tübingen 1963 (Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 4).

Horst Ossenberg und Rolf Schneider: Fenster im Dach. Oberlichter – Gauben – Fensterbänder, Stuttgart 1957.

Karl Ellsäcker und Horst Ossenberg: Bauten der Lebensmittel-Industrie. Anlagen u. Arbeitsablauf, Stuttgart 1954.

### Abbildungsnachweis

1–3 RPS-LAD, Andreas Dubslaff; 4–6 RPS-LAD, Sammlung Ossenberg

Fußgängerzonen – oder genauer gesagt: verkehrsfreie Einkaufsstraßen – wurden in Deutschland vor allem in den 1950er Jahren, den Jahren des Wiederaufbaus nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, geplant und eingerichtet. Ziel war es, das Einkaufen als Erlebnis zu fördern.

Die Treppenstraße in Kassel wurde im November 1953 als erste Fußgängerzone im Nachkriegsdeutschland eröffnet, dicht gefolgt von der Holstenstraße in Kiel im Dezember 1953. Auch wenn es sich bei der Schulstraße (sogenannte Fressgasse) in Stuttgart nicht um die erste Fußgängerzone im Nachkriegsdeutschland handelt, wartet sie doch mit einer einfallsreichen Lösung der Höhenüberwindung über zwei Geschosse auf. Bei der Schulstraße handelt es sich – anders als bei den vorgenannten Beispielen – nicht um ein Kulturdenkmal.

### Fazit

Fotos zählen zu den wichtigen Quellen der jüngeren Zeitschichte. Sie halten immer einen Moment fest – im Leben eines Menschen, in der Geschichte einer Stadt oder eines Gebäudes. Dieser eine Moment kann im Rückblick viel erzählen: über die Vergangenheit, die Veränderungen oder auch die Verluste.

Wir Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger sind auch Bewahrer der Geschichten, die den Denkmälern Leben einhauchen. Deshalb sind die Archive und die Sammlungen für unsere Arbeit so wertvoll.

Meinem Kollegen im Bildarchiv der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Esslingen sei herzlich für seine Hinweise und Unterstützung gedankt. ◀

# Aktuelles

## APPELL DES DEUTSCHEN NATIONALKOMITEES FÜR DENKMALSCHUTZ ZUR ZUKUNFT DENKMALGESCHÜTZTER KIRCHEN

### 44 000 katholische und evangelische Kirchen und Kapellen

Liebe Leserin, lieber Leser,  
wir wenden uns heute in eigener Sache an Sie. Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz (DNK) hat bei seiner Jahrestagung am 3. November 2025 einen Appell zur Zukunft denkmalgeschützter Kirchen in Deutschland verabschiedet. Hintergrund war eine vom DNK angestoßene Verständigung von staatlichen, kommunalen und kirchlichen Fachleuten im März 2025 in Köln auf Empfehlungen für den Umgang mit denkmalgeschützten Kirchen. Diese Empfehlungen richten sich an alle Betroffenen und Interessierte, insbesondere an politisch Verantwortliche in Bund, Ländern und Kommunen, an Entscheidungstragende in den Denkmalämtern und -behörden der Länder und Kommunen, in den (Erz-)Diözesen, Landeskirchen sowie an Planende.

Appelliert wird an die Akteure, insbesondere bei Zielkonflikten um Nutzungsänderungen und -erweiterungen in denkmalgeschützten Kirchengebäuden konstruktiv gemeinsame Lösungen zu finden.

Kirchen sind in ihrer Qualität und Quantität wesentlicher und prägender Bestandteil der europäischen Kultur- und Denkmallandschaft. Sie haben auch als identitätsstiftende sowie bau- und kunsthistorische Schätze eine herausragende Bedeutung für unsere Gesamtgesellschaft. In Deutschland stehen rund 44 000 katholische und evangelische Kirchen und Kapellen, davon sind rund 90 Prozent denkmalgeschützt.

Wird der Erhalt dieser Gebäude bislang weitgehend aus Kirchensteuermitteln getragen, fehlen in den (Erz-)Bistümern und Landeskirchen in Deutschland zunehmend die Ressourcen. Für Kirchen wird es neben der rein sakralen Nutzung verschiedene Arten des



zukünftigen Gebrauchs geben. Bei Nutzungserweiterungen und anderen Transformationen sollten die betroffenen Akteure beteiligt sein, für die die Bedarfe und Prozesse herausfordernd sind.

Das DNK hat die Projektgruppe „Zukunftsaufgabe Denkmal Kirche“ gebildet, die sich aus Vertretern der Landeskirchen, Denkmalfachämter der Länder, Konservatoren, Architekten und der (Erz-)Bistümer zusammensetzt. Gemeinsam wurden die Rahmenbedingungen für erfolgreiche Prozesse formuliert, wie zum Beispiel Aufgaben der beteiligten Akteure oder projektspezifische Anforderungen.

Die über die Grenzen Deutschlands hinaus bemerkenswerte Kirchenlandschaft in unseren Stadtzentren und Stadtteilen, in den Dörfern und auf dem Land ist Zeugnis einer jahrhundertalten Tradition des Entwerfens, Bauens und Kunstschaffens. Der Erhalt dieser in jeder Hinsicht besonderen Bauten ist Aufgabe der Gesamtgesellschaft. Kompromissbereitschaft und Wertschätzung für unterschiedliche Positionen bilden die Grundlage für diese gemeinsame Aufgabe, die Zukunft einer der prägendsten Denkmalbestände in Deutschland zu sichern. Wir alle sind aufgerufen, uns bei der Bewahrung unserer Kulturdenkmale zu engagieren. Unsere Kirchenbauten als die wohl am stärksten identitäts- und gemeinschaftsstiftende Denkmalgattung zählt zugleich zu den gefährdetsten.

## Kulturerbe in Bewegung Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz

Gemeinsam können wir konstruktive Wege in eine neue und gesicherte Zukunft unserer Kirchen und Kapellen finden und gewährleisten!

Dr. Irene Plein/Grit Koltermann  
Redaktionsleitung Nachrichtenblatt

### Info

Den kompletten Appell des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz zur Zukunft denkmalgeschützter Kirchen in Deutschland können Sie hier nachlesen:

[www.dnk.de/im-fokus/#aufrufe](http://www.dnk.de/im-fokus/#aufrufe).

Link zum DNK: [www.dnk.de](http://www.dnk.de).

Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz wurde als Kommunikationsplattform derjenigen Akteure gegründet, die in der Bundesrepublik Deutschland an Denkmalschutz und Denkmalpflege in unterschiedlichen Rollen teilnehmen. Es wird getragen von der Kulturministerkonferenz der Länder und dem Beauftragten für Kultur und Medien der Bundesregierung.

# Aktuelles

## DEUTSCHER PREIS FÜR DENKMALSCHUTZ 2025

### Zwei Preisträger aus Baden-Württemberg

Der Deutsche Preis für Denkmalschutz wird jedes Jahr vom Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz (DNK) an Menschen verliehen, die sich in besonderer Weise um den Erhalt unseres kulturellen Erbes verdient machen. Zwei der diesjährigen Preisträgerinnen und Preisträger – Ingrid Girrbach und Wolfgang Bauer – haben einen Bezug zu Baden-Württemberg und zeigen auf sehr unterschiedliche Weise, wie wichtig persönliches Engagement und gute Vermittlung für den Denkmalschutz sein können.

Ingrid Girrbach, die mit der Silbernen Halbkugel ausgezeichnet wurde, hat sich einem Ort verschrieben, der leicht hätte verloren gehen können: dem ehemaligen Bahnbetriebswerk in Tuttlingen. Mit einem siebenständigen Ringlokschuppen, einer heute wieder voll funktionsfähigen Drehscheibe von 21 m Durchmesser sowie einer Bekohlungsanlage und einem Verwaltungsgebäude verfügte es über einen beachtlichen Gebäudebestand. Als die alten Werkstätten und Hallen nach der Stilllegung 1975 zunehmend verfielen, übernahm die Unternehmerfamilie Girrbach aus Pforzheim, die schon länger auf der Suche nach einem Ort für ihre Dampflokensammlung war, in den frühen 1990er Jahren Verantwortung. Schritt für Schritt sicherten sie das Gelände und begannen mit der Restaurierung des Bahnbetriebswerks. Nach dem Tod ihres Ehemanns Werner Girrbach führte Ingrid Girrbach dieses Vorhaben gemeinsam mit ihren Kindern Patricia und Werner-Patrick mit viel Ausdauer und unter Aufwendung beachtlicher Summen fort. In unzähligen Arbeitsstunden bauten sie das Areal schließlich zu einem besonderen Museum aus: dem „Deutschen Dampflok- und Modelleisenbahnmuseum“.

Die alten Lokomotiven, die industriellen Anlagen und die typische Atmosphäre eines Betriebswerks geben heute anschaulich Einblick in die Welt der Eisenbahngeschichte. Girrbach zeigt damit, wie große Wirkung entstehen kann, wenn Menschen sich für ein Denkmal einsetzen, das ihnen am Herzen liegt.

Der zweite Preisträger, der in Reutlingen lebende Journalist Wolfgang Bauer, erhält den Medienpreis des DNK. Damit ehrt die Jury seine herausragende Artikelserie „Die Burg“, die seit Ende 2023 in der Wochenzeitung „Die Zeit“ erscheint. Mit der Serie öffnet Bauer einen faszinierenden Blick auf die mittelalterliche Burg Hohengenkingen – rund 50 km südlich von Stuttgart –, eine nahezu vergessene Ruine, die er als „Zeitkapsel“ begreift.

In lebendiger, anschaulicher Sprache nimmt Bauer seine Leserinnen und Leser mit auf die archäologische Spurensuche: Von unscheinbaren Funden, wie einer Specksteinperle oder einer Scherbe, bis hin zu Grabungen und Untersuchungen vor Ort – er macht deutlich, wie viel Einblick Einzelfunde in Lebensweise, Herrschaftsstrukturen und wirtschaftliche Vernetzungen früherer Zeiten gewähren können. Dabei verwebt er die Ergebnisse mit der europäischen Geschichte und zeigt auf, wie relevant

diese vermeintlich kleinen Denkmale für unser historisches Bewusstsein sind.

Die Serie folgt kontinuierlich den aktuellen Forschungsergebnissen an der Burg Hohengenkingen und bietet über Exkurse in Methodik und archäologische Ansätze zusätzlich Bildung und Kontext. Bauer gelingt es, Denkmalschutz und Geschichtsforschung nicht nur zu dokumentieren, sondern erlebbar und verständlich zu machen – gerade auch für Leser ohne wissenschaftlichen Hintergrund.

Beide Preisträger verdeutlichen, dass Denkmalschutz viele Formen haben kann: vom praktischen Einsatz vor Ort über die Organisation eines Museums bis hin zur journalistischen Vermittlung. Ingrid Girrbach und Wolfgang Bauer zeigen auf beeindruckende Weise, wie wichtig es ist, historische Orte zu bewahren und ihre Geschichten weiterzugeben. Ihr Engagement macht Mut und gibt ein Beispiel dafür, dass Denkmalschutz dann besonders wirkungsvoll ist, wenn Menschen mit Leidenschaft und Überzeugung dahinterstehen. Wir gratulieren herzlich!

Tobias Venedey



1 Wolfgang Bauer.



2 Ingrid Girrbach.

### Abbildungsnachweis:

- 1 DERDEHMEL;
- 2 Deutsches Dampflok- und Modelleisenbahnmuseum

# Aktuelles

## LANDESWEITE ERÖFFNUNG UND NACHT DES OFFENEN DENKMALS 2026 AM 12. SEPTEMBER IN ROTTWEIL

### Gefeiert wird unter dem Motto

#### „NetzWERKE: Denkmale & Infrastruktur“

Ein wichtiger Bestandteil der täglichen Denkmalpflege ist die Netzwerkarbeit. Sie findet oft im Hintergrund statt und wird von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Dazu gehören viele Bereiche, zum Beispiel die Zusammenarbeit mit Eigentümern, Investoren, Behörden und Ehrenamtlichen. Diese Arbeit lebt von guten Kontakten, Vertrauen und Zuverlässigkeit, die über viele Jahre hinweg aufgebaut werden. Umso wichtiger ist es, dass die Deutsche Stiftung Denkmalschutz die oft unsichtbare Arbeit in den Fokus rückt. In diesem Jahr würdigt das Motto „NetzWERKE: Denkmale & Infrastruktur“ des Tags des offenen Denkmals dieses Engagement. Bereits bei der Organisation des bundesweiten Aktionstags und der baden-württembergischen Nacht des offenen Denkmals zeigt sich jedes Jahr, wie wichtig funktionierende Netzwerke sind. Eine Veranstaltung dieser Größe ist nur durch gute Zusammenarbeit auf vielen Ebenen möglich.

Das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg bringt dabei seine fachliche Kompetenz in der Denkmalpflege und Öffentlichkeitsarbeit ein. Unterstützt wird es jedes Jahr von der jeweiligen Gastgeberstadt sowie von lokalen Akteuren, die über gute regionale Netzwerke und genaue Kenntnisse der örtlichen Infrastruktur verfügen.

In diesem Jahr übernimmt diese Rolle die älteste Stadt Baden-Württembergs: Rottweil. Sie ist Partner der landesweiten Eröffnung zum Tag des offenen Denkmals mit anschließender Denkmalnacht am Samstag, den 12. September 2026, und ergänzt die Arbeit des Landesamts mit lokalem Wissen. Außerdem unterstützt sie bei der Koordination der Veranstaltungsorte und bei Genehmigungsverfahren.

Rottweil passt besonders gut zum diesjährigen Motto. Schon zur Römerzeit war die Stadt ein wichtiger Knotenpunkt im heutigen Baden-Württemberg. Hier trafen Kulturen, Handelswege und verschiedene Epochen aufeinander. Die römische Siedlung *Arae Flaviae* war einst ein bedeutendes Verwaltungszentrum und legte den Grundstein für diese Entwicklung. Archäologische Funde geben bis heute Einblicke in die frühe Geschichte der Stadt. Reste von Badeanlagen, Straßen, Mauern und großen Gräberfeldern zeigen, wie gut das römische Infrastruktur- und Wegenetz bereits vor rund 2000 Jahren funktionierte.

Auch im Mittelalter spielte Rottweil eine wichtige Rolle. Die Stadt entwickelte sich zu einer



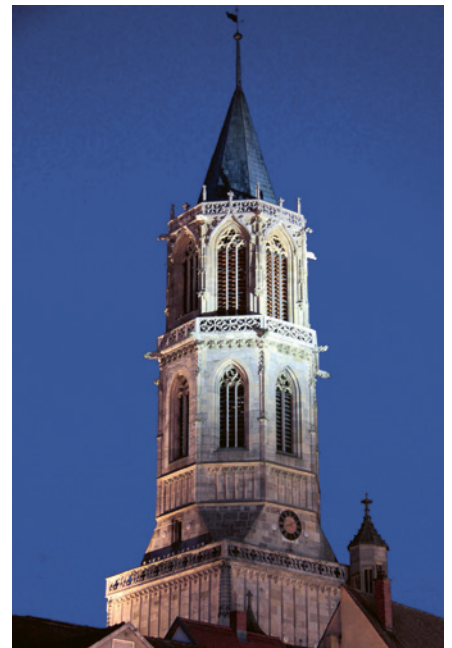
1 Fassaden von Bürgerhäusern in Rottweil.

bedeutenden freien Reichsstadt und war eng in wirtschaftliche und politische Netzwerke eingebunden. Davon zeugt noch heute das gut erhaltene Stadtbild. Spätmittelalterliche Bürgerhäuser aus dem 14. und 15. Jahrhundert (Abb. 1), Wehrtürme wie der Hochturm, Kirchtürme wie der Kapellen- und der Münsterturm (Abb. 2) sowie das Schwarze Tor prägen die Altstadt. Kirchen wie das Heilig-Kreuz-Münster oder die barocke Predigerkirche stehen für religiöse Tradition, künstlerische Entwicklung und gesellschaftliche Ordnung. Architektur, Stadtentwicklung und soziales Leben sind hier eng miteinander verbunden.

Gleichzeitig ist Rottweil eine Stadt der Gegenwart und Zukunft. Mit rund 26000 Einwohnern verbindet sie Tradition und Moderne. Der Elevator Testturm für Aufzugstechnik ist ein sichtbares Zeichen moderner Infrastruktur und technischer Innovation. Er steht sinnbildlich für die Fortsetzung Rottweils als Ort funktionierender Netzwerke, besonders in den Bereichen Mobilität, Forschung und Technik.

All diese Aspekte machen Rottweil zu einem idealen Ort für die landesweite Eröffnung des Tags des offenen Denkmals. Kulturdenkmale sind dabei nicht nur im Museum zu sehen, sondern an ihrem ursprünglichen Ort erlebbar. Sie schlagen eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Ziel des Tags des offenen Denkmals ist es, Geschichte für alle zugänglich zu machen. Gleich-



2 Kapellenturm in Rottweil bei Nacht.

zeitig soll das Bewusstsein dafür gestärkt werden, wie wichtig der Erhalt dieser Zeugnisse für unsere Kultur ist. Durch Führungen, Veranstaltungen und die bewusste Einbindung der Denkmale in das Stadtbild werden Menschen für deren Bedeutung sensibilisiert. So entstehen Netzwerke des Erinnerns und Verstehens, die Geschichte lebendig halten.

*Save the date!* Merken Sie sich schon jetzt das zweite Septemberwochenende vor:

Die Nacht des offenen Denkmals findet am 12. September statt, der Tag des offenen Denkmals am 13. September 2026.

Sie sind Eigentümerin oder Eigentümer eines Denkmals und möchten Ihr Objekt präsentieren? Dann informieren Sie sich auf der Website der Deutschen Stiftung Denkmalschutz unter [www.tag-des-offenen-denkmals.de](http://www.tag-des-offenen-denkmals.de). Dort finden Sie kostenlose Informationen, Werbematerialien sowie viele Tipps zur Gestaltung Ihres Angebots. Nach der Anmeldung wird Ihr Beitrag in das bundesweite Veranstaltungsprogramm aufgenommen, das Anfang August online veröffentlicht wird.

Linda Prier, Lea-Kaia Takacs

Abbildungsnachweis  
1, 2 Stadt Rottweil

# Aktuelles

## ERÖFFNUNG DES ZENTRUMS FÜR BURGENFORSCHUNG AN DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Mit der Eröffnung des Zentrums für Burgenforschung im Herbst 2025 hat die Eberhard Karls Universität Tübingen einen neuen institutionellen Rahmen geschaffen, um die wissenschaftliche Erforschung von Burgen und befestigten Anlagen nachhaltig zu bündeln und weiterzuentwickeln. Begleitet wurde der Start des Zentrums von der internationalen Tagung „Burg und Konflikt in Mittelalter und Neuzeit“, die bereits deutlich machte, wie aktuell, vielfältig und gesellschaftlich relevant Burgenforschung heute ist. Parallel bot die im Museum der Universität Tübingen gezeigte, gemeinsam mit dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart erarbeitete Ausstellung „Ausgegraben! Ritter und Burgen im Echaztal“ Einblicke in die Forschungsarbeit der letzten Jahre.

Das Zentrum versteht sich als interdisziplinäre Plattform, die Burgen und Befestigungen in ihrer gesamten zeitlichen und funktionalen Bandbreite untersucht: von vorgeschichtlichen und frühmittelalterlichen Befestigungen, über hoch- und spätmittelalterliche Adelsburgen bis hin zu frühneuzeitlichen Schlössern und Festungen. Burgen werden dabei nicht nur als eindrucksvolle Bauwerke betrachtet, sondern als komplexe Orte von Herrschaft, Konflikt, Wirtschaft, Alltag und Landschaftsnutzung.

Ein besonderes Anliegen des Zentrums ist es, Forschung, Lehre und öffentliche Vermittlung im Rahmen der Universität Tübingen eng miteinander zu verknüpfen. Studierende unterschiedlichster Fächer werden aktiv in laufende Forschungsprojekte eingebunden, etwa durch Lehrgrabungen, Seminare oder Abschlussarbeiten. Gleichzeitig arbeitet das Zentrum eng mit dem Landesamt für Denkmalpflege, mit Museen, Kommunen, Vereinen sowie ehrenamtlich Engagierten zusammen. Dadurch entsteht ein lebendiger Austausch zwischen universitärer Forschung und einer breiten, historisch interessierten Öffentlichkeit.

Inhaltlich verbindet das Zentrum unterschiedliche Disziplinen wie die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, die Geschichtliche Landeskunde, die Mittelalterliche Geschichte, die Kunst- und Baugeschichte, die Geoarchäologie sowie naturwissenschaftliche Analyseverfahren. Zum Einsatz kommen neben klassischen historischen und archäologischen Methoden auch

moderne Techniken wie 3D-Laserscanning, digitale Geländemodelle, geophysikalische Prospektionen und naturwissenschaftliche Auswertungen. Diese ermöglichen neue Einblicke in Baugeschichte, Nutzung, Versorgung und Lebensbedingungen auf Burgen.

Aktuelle und geplante Forschungsprojekte widmen sich unter anderem regionalen Burgenlandschaften in Südwestdeutschland und darüber hinaus der Entwicklung einzelner Burgenstandorte über längere Zeiträume sowie der Rolle von Burgen in Konflikten und Machtstrukturen. Laufende Arbeiten beschäftigen sich etwa mit der Erforschung einer frühen Burganlage am Schlösslesberg bei Rottenburg, der Reichsburg Cham in der Oberpfalz sowie der Greifensteiner Burgengruppe und der Burg Hohengerkingen auf der Schwäbischen Alb. Die Ergebnisse dieser Arbeiten werden nicht nur in Fachpublikationen sondern auch in Ausstellungen, Vorträgen und öffentlichen Veranstaltungen vermittelt.

### Info

Infos zum Zentrum unter:  
[uni-tuebingen.de/forschung/zentren-und-institute/zentrum-fuer-burgenforschung](https://uni-tuebingen.de/forschung/zentren-und-institute/zentrum-fuer-burgenforschung)

Räumlich ist das Zentrum zunächst im Schloss Hohentübingen angesiedelt. Als Anlaufstelle für Forschende, Studierende und Interessierte möchte das Zentrum für Burgenforschung künftig dazu beitragen, das kulturelle Erbe der Burgen neu zu erschließen, wissenschaftlich fundiert zu erforschen und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Michael Kienzle, Natascha Mehler

1 Freilegung von Mauerresten an der Burg Stahleck in der Nähe von Reutlingen durch Tübinger Studierende, 2021.



### Abbildungsnachweis

1 Michael Kienzle, Universität Tübingen

# Rückblick

## ERHALTUNG JÜDISCHER FRIEDHÖFE GEMEINSAM DENKEN

**Tagungsbericht: „Jüdische Friedhöfe in der denkmalpflegerischen Praxis – Steinkonservierung und Pflegekonzepte“, Worms, 27. November 2025**

Unter dem Leitmotiv, die Erhaltung jüdischer Friedhöfe gemeinsam zu denken, versammelte das Institut für Steinkonservierung e. V. (IFS) in Kooperation mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und dem Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg am 27. November 2025 ein breites Fachpublikum im Tagungszentrum „Das Wormser“ in Worms. Mit 120 Teilnehmenden ausgebucht, zog die Tagung Experten aus dem gesamten Bundesgebiet sowie dem benachbarten Ausland an. Vertreten waren Denkmalfachämter, untere Denkmalschutzbehörden, Fachplanungsbüros, ausführende Restauratoren, Handwerksbetriebe sowie Personen aus Wissenschaft und Forschung – ein deutliches Signal für die Aktualität des Themas. Zeitgleich erschien der Tagungsband in der Reihe „IFS-Berichte“.

Das Eröffnungspanel spannte den Bogen von der historischen denkmalpflegerischen Beschäftigung mit jüdischen Friedhöfen bis zur aktuellen fachlichen Lage. Vorgestellt wurden die grundlegenden Anforderungen an Denkmalpflege und Restaurierung sowie naturwissenschaftliche Befunde zu Materialverhalten und Verwitterungsprozessen. Angesichts der großen Bestandsmengen und knapper Ressourcen wurde deutlich, dass ein gesamtgesellschaftlicher Konsens darüber nötig ist, in welchem Umfang und mit welcher Priorität Erhaltungsaufgaben angegangen werden sollen.

Berichte aus mehreren Landesdenkmalämtern gaben Einblick in Bestandsumfang, Erfassungs-



1 Mit 120 Teilnehmern war die Tagung ausgebucht.



2 Exkursion der Tagungsteilnehmer auf dem jüdischen Friedhof in Worms.

stand, Eigentumsverhältnisse, finanzielle Rahmenbedingungen und praktische Pflegemaßnahmen. In allen Bundesländern stehen ähnliche Aufgaben an – von der Bestandsdokumentation bis zur langfristigen Pflege und Erhaltung des Grabsteinbestandes. Bereits vor der Tagung war allen Beteiligten klar, dass in absehbarer Zeit zahlreiche Inschriften unwiederbringlich verloren gehen werden; dies würde einen erheblichen Verlust an authentischen, „sprechenden“ Zeugnissen bedeuten. Deshalb ist eine zeitnahe systematische Dokumentation unverzichtbar.

Zur Bewältigung dieser Aufgaben braucht es neben fachlicher Expertise und dem angesprochenen gesamtgesellschaftlichen Konsens auch den politischen Willen zu angemessener finanzieller Ausstattung, etwa durch eine Anhebung der Pflegepauschale entsprechend der aktuellen Preisentwicklung.

Der dritte, zentrale Programmblock widmete sich der praktischen Umsetzung von Erhaltungsmaßnahmen und -strategien. Vorgestellt wurde, wie kontinuierliche Pflege durch systematische Fachplanung, Monitoring sowie klare Zeit-, Kosten- und Qualitätskontrollen gesichert werden kann. Anhand der Konservierung ungewöhnlicher Denkmalgesteine auf dem Alten Israelitischen Friedhof in München wurde verdeutlicht, welche Rolle vertiefte Denkmalkennntnis und präzise Materialanalysen bei der Auswahl geeigneter Konservierungsmethoden spielen. Für Baden-Württemberg wurden landesweite Strategien und tragfähige Gesamtkonzepte für jüdische Friedhöfe vorgestellt, welche die langfristige Erhaltung jüdischer Friedhöfe strukturiert.

Im vierten Panel wurde die Rolle der Gartendenkmalpflege thematisiert: Jüdische Friedhöfe mit spezifischen Vegetationsstrukturen und oftmals mit sekundärem Baumbestand erfordern abgestimmte Pflegekonzepte. Angesprochen wurden Vegetationsmanagement, Verkehrssicherung und die Bedeutung gartendenk-

### Info

Net Olam ([net-olam@steinheim-institut.org](mailto:net-olam@steinheim-institut.org), [netolam.hypotheses.org](http://netolam.hypotheses.org)); Forum für jüdisches Kulturgut der Vereinigung der Landesdenkmalämter ([Ulrich.Knufinke@nld.niedersachsen.de](mailto:Ulrich.Knufinke@nld.niedersachsen.de))

malpflegerischer Maßnahmen als Voraussetzung für konservatorische Arbeit.

Die Tagung knüpfte an den 2023 begonnenen Dialog im „Forum für jüdisches Kulturgut in der VDL“ an und ermutigte die Teilnehmenden, Kooperationsstrukturen gezielt zu nutzen und weiterzuentwickeln. Alle Interessierten sind eingeladen, sich aktiv einzubringen und den fachlichen Austausch mitzugestalten. Die Tagung in Worms markiert keinen Abschluss, sondern einen Aufbruch. Sie trug dazu bei, das Thema jüdische Friedhöfe noch sichtbarer zu machen, und ermöglichte zugleich einen intensiven fachlichen Austausch über praktische Erfahrungen und Vorgehensweisen. So wurde mehrfach der Wunsch nach Fortsetzung des „Wormser Tagungsformats“ geäußert. Die Herausforderungen beim Erhalt dieser Orte sind groß, fachliche Expertise und erste praktikable Ansätze sind bereits vorhanden. Entscheidend ist, den Austausch kontinuierlich fortzuführen, Erfahrungen zu teilen und praxisnahe Leitlinien weiterzuentwickeln. Initiativen wie das Forum bieten darüber hinaus eine Plattform, auf der Wissen, Perspektiven und praktische Lösungen gebündelt werden können. So lässt sich langfristig die fachlich fundierte, würdevolle Bewahrung jüdischer Friedhöfe sichern.

Anne-Christin Schöne

### Abbildungsnachweis

1, 2 RPS-LAD, Anne-Christin Schöne

# Personalia

**Annika Ruf**

Landesamt für Denkmalpflege  
Dienstsitz Esslingen  
Referat 82 – Denkmalfachliche Vermittlung  
und Weltkulturerbe

**Mathis Lehna**

Landesamt für Denkmalpflege  
Dienstsitz Esslingen  
Referat 83.2 – Praktische Bau- und Kunst-  
denkmalpflege

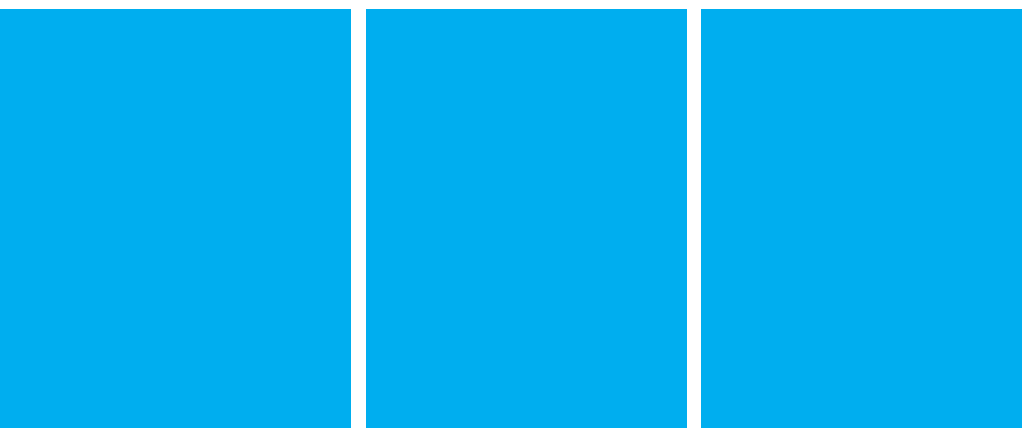
**Johann Griem**

Landesamt für Denkmalpflege  
Dienstsitze Freiburg und Esslingen  
Referat 83.3 – Spezialgebiete  
Bauforschung und Baudokumentation

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online



Abbildungsnachweis  
Privat

# Personalia

Ref. 83.3

**Andreas Buschmeier**

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.3

**Dr. Lutz Dietrich Herbst**

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.3

**Andreas Stiene**

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 84.1

**Annette Geier**

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

**Ref. 84.3**

**Dr. Andrea Neth**

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

**Ref. 84.2**

**Yvonne Reuter**

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

**Ref. 84.1**

**Yvonne Mühleis**

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

**Ref. 84.4**

**Fiona Vernon**

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

**Ref. 84.4**

**Dr. Klaus Kortüm**

Diese Passage ist aus  
Datenschutzgründen nicht online

# Autorinnen und Autoren

Olga Arkhipkina

Inken Gaukel

Dr. Clemens Kieser

Grit Koltermann

Dr. Sabine Kuban

Dr. Birgit Kulesa

Dr. Irene Plein

Linda Prier

Dr. Doris Schmid

Dr. Anne-Christin Schöne

Lea-Kaia Takacs

Tobias Venedey

Landesamt für Denkmalpflege

im Regierungspräsidium Stuttgart

nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Daniel Bayha

Stuttgart

Dr. Roberta Fonti

Technische Universität München

Lehrstuhl für Restaurierung,

Kunsttechnologie und

Konservierungswissenschaft

Oettingenstraße 15

80538 München

Julius Hach

München

Dr. Christian Kayser

Kayser+Böttges

Barthel+Maus Ingenieure und

Architekten GmbH

Infanteriestraße 11a

80797 München

Dr. Michael Kienzle

Prof. Dr. Natascha Mehler

Eberhard Karls Universität Tübingen

Zentrum für Burgenforschung

Schloss Hohentübingen

72070 Tübingen

## Abkürzungen in den Bildnachweisen

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

OB = Otto Braasch

KF = Karl Fisch

UE = Ulrich Engert

IGM = Iris Geiger-Messner

BH = Bernd Hausner

YM = Yvonne Mühleis

FP = Felix Pilz

UR = Uli Regenscheit

ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz

LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg

MLW = Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen Baden-Württemberg



**Baden-Württemberg**  
**Ministerium für Landesentwicklung**  
**und Wohnen**



**Baden-Württemberg**  
**Regierungspräsidium**  
**Stuttgart**

Landesamt für  
Denkmalpflege



**Denkmalpflege**  
**in Baden-Württemberg**

1/2026 55. Jahrgang

**Herausgeber:** Landesamt für Denkmalpflege

im Regierungspräsidium Stuttgart.

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N.

gefördert vom Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen – Oberste Denkmalschutzbehörde.

**Verantwortlich im Sinne des Presserechts:**

Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege

Prof. Dr. Claus Wolf

**Redaktionsleitung:** Grit Koltermann, Dr. Irene Plein

**Redaktionsausschuss:** Dr. Dieter Büchner, Andreas Dubs-

laff, Dr. Michael Francken, Martina Goerlich, Dr. Andreas

Haasis-Berner, Dr. Kristina Hagen, Dr. Sabine Kuban,

Dr. Thomas Link, Susann Seyfert, Dr. Yvonne Tafelmaier,

Tobias Venedey

**Produktion:** Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart

**Lektorat:** Stefanie Ritter

**Gestaltung und Herstellung:** Rainer Maucher

**Druck:** Offizin Scheufele, Stuttgart

**Postverlagsort:** 70178 Stuttgart

**Erscheinungsweise:** vierteljährlich

**Auflage:** 12 000



Diese Publikation ist auf <https://www.arthistoricum.net/>

dauerhaft frei verfügbar (Open Access)

DOI: <https://doi.org/10.11588/nbdpfbw.2026.1>

## Publiziert bei

Universität Heidelberg / Universitätsbibliothek, 2025

Arthistoricum – Fachinformationsdienst Altertumswissen-

schaften, Grabengasse 1, 69117 Heidelberg

[www.uni-heidelberg.de/de/impressum](http://www.uni-heidelberg.de/de/impressum)

E-Mail: [ub@ub.uni-heidelberg.de](mailto:ub@ub.uni-heidelberg.de)

eISSN: 0465-7519

Print-ISSN: 0342-0027



## Hinweis:

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit und zur Unterstützung der digitalen Suche im E-Journal wird überwiegend auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne des Gleichbehandlungsgesetzes für alle Geschlechter.

## Nachdruck:

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

## Spendenkonto:

Landesoberkasse Baden-Württemberg,

Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,

IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02, BIC SOLADEST600.

Verwendungszweck:

Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen, bitte Name und Anschrift angeben.

## Beilage:

– DENKMALSTIMME der Denkmalstiftung Baden-Württemberg. Auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

– Jahres-Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 2025.

## Umschlagabbildung

Die beiden Häuser von Le Corbusier in der Weißenhof-siedlung, Foto 1927. ©gta Archiv / ETH Zürich (Foto-

sammlungen Schweizerischer Werkbund)

Foto Editorial: ©RPS-LAD, Jan Potente



Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar

## Abonnement

Sind Sie am kostenlosen Bezug von

**Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege** interessiert oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann verwenden Sie dafür den unten stehenden Abschnitt oder eine der anderen Bestellmöglichkeiten.

## Bestellung und Adressänderungen

- ▶ Tel. 07156 / 1629191
- ▶ [nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de](mailto:nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de)
- ▶ [www.denkmalpflege-bw.de](http://www.denkmalpflege-bw.de)
- ▶ per Post mit dem Coupon unten an die oben links stehende Postfachadresse senden – Stichwort

Öffentlichkeits-

arbeit (die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements. Siehe auch die Hinweise zur Datenverarbeitung unter: [www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement](http://www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement))

Bitte Coupon ausschneiden und in einem frankierten Briefumschlag an oben genannte Adresse senden.

- ▶ Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die unten stehende Adresse zugestellt bekommen.
- ▶ Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die rechts stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse gebe ich im linken Feld ebenfalls bekannt.

alte Adresse (nur für Adressänderung und Abobestätigung)

neue Adresse

\_\_\_\_\_  
Name / Vorname

\_\_\_\_\_  
Name / Vorname

\_\_\_\_\_  
Straße

\_\_\_\_\_  
Straße

\_\_\_\_\_  
PLZ / Ort

\_\_\_\_\_  
PLZ / Ort

\_\_\_\_\_  
ggf. Abonummer

\_\_\_\_\_  
Datum

\_\_\_\_\_  
Unterschrift



Link zur Bestellung auf der  
Website der Landesdenkmalpflege



Folgen Sie uns gerne auch auf Instagram  
#denkmalpflege\_bw  
#wirwahrenwerwirsind